Emma

oder

Lohn der Wohlthätigkeit.

Eine Erzählung für die Jugend.

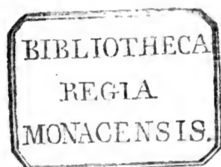
Von

Joh. B. Fürg,

Redakteur des „Münchener Jugendfreundes".

Mit 12 Illustrationen von Leo Bock.

München.
Verlag von Jos. A. Finsterlin.
1853.



Druck von Hartmann in Augsburg.

1.

Das verlassene Kind.



Der blasse Schimmer der Wintersonne beleuchtete das freundliche Dörfchen Trer·berg, dessen schmucke Häuser gar anmuthig am Abhange eines Hügels hingestreut lagen. Die zahlreichen Gruppen von Obstbäumen zwischen denselben waren mit flimmerndem Reife bedeckt und schüttelten,

vom sanften Hauche bewegt, von Zeit zu Zeit einen Regen von funkelnden Diamanten herab. Außerdem aber regte sich nichts im ganzen Dörfchen; nichts verrieth Leben und Rührigkeit im Innern der Häuser. Kein Laut von Menschen und Thieren drang durch die Luft; keine wirbelnde Rauchsäule jagte zum blauen Himmel; selbst der Zeiger der Thurmuhr wies unverrückt auf die gleiche Stelle. — Welch eine Veränderung! — Noch vor wenigen Stunden tobte hier wildes Getümmel. Der Troß eines flüchtigen Armeekorps, darunter viele Frauen und Kinder, hatte in dem von den Einwohnern verlassenen Dorfe während der Nacht eine kurze Ruhe gesucht, aber schon vor Tagesanbruch aus Furcht vor Verfolgung die eilige Flucht fortgesetzt. Nun herrschte Todesstille, und von den fliehenden und verfolgenden Heeresmassen war in dieser Gegend keine Spur mehr zu sehen.

Nur Eine menschliche Seele befand sich im ganzen Dörfchen. In der Wohnstube des entlegensten Hauses, auf weiches Heu gebettet, lag ein holdes Mädchen von ungefähr sechs Jahren. Es war vollständig angekleidet und mit einem Mäntelchen zugedeckt. Ein matter Sonnenstrahl, der sich einen Weg durch das beeiste Fenster gebahnt hatte, beleuchtete sanft das liebliche Gesichtchen, das von den herabwallenden, glänzend braunen Locken zum Theile verhüllt war. Liebliche Traumbilder mußten die kleine Schläferin umgaukeln; denn ein seliges Lächeln verklärte das schöne Antlitz, und ihre Rosenlippen schienen sich zu öffnen, um ihr Entzücken zu verkünden.

Arme Kleine! warum muß die schreckliche Wirklichkeit dir in wenigen Augenblicken dein bejammernswerthes Schicksal enthüllen? — Jetzt öffnet sie die Wimpern, und

aus ihren schwarzen Augen strahlt noch die Freude, die ihr Herzchen durchdrungen hatte. Sie richtete sich auf, faltete die schneeweißen Händchen und betete mit rührender Andacht:

„Dank, lieber Vater im Himmel, für den sanften Schlaf! Dank, ihr treuen Engelein, ihr habt mich diese Nacht behütet; beschützet auch meinen Vater und tröstet meine Mutter."

Bei den letzten Worten durchforschte ihr Auge die Stube; aber was es suchte, war nicht zu finden.

Während sie einige Minuten da saß, zeigte sich in ihren Blicken eine steigende Angst; ihr zartes Angesicht schien zu einem Marmorbilde zu erstarren, bis endlich ein Strom von Thränen über die bleichen Wangen herabrollte, und der durchdringende Schrei: „Mutter!" ihrem gepreßten Herzen Luft machte. „Mutter! liebe Mutter! rief sie zu wiederholten Malen, „komm! deine Emma schläft nicht mehr;" aber keine Antwort dringt beruhigend zu ihrem Ohr. Nun raffte sie sich vom Lager auf, ordnete, so gut es gehen wollte, ihre Haare, setzte ihr mit Pelz verbrämtes Häubchen auf, zog ihre Pelzstiefelchen an, hüllte sich in den Mantel, der eben ihre Decke gewesen war, und begann zu suchen.

Die Thüre war nicht geschlossen; sie durchirrt das ganze Haus; sie kommt in den Hof, ruft wohl hundertmal: „Mutter!" daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen; aber nur ein herzloses Echo schallt ihr entgegen. Trostlos kehrt sie wieder in die Stube zurück und späht und sucht darin umher. Mit Entsetzen gewahrte sie, daß auch der Mantelsack fehle, auf dem ihre Mutter neben ihrem Lager sich niedergelassen hatte. Diese Wahrnehmung steigerte

ihre Angst aufs Höchste. In demselben Augenblicke aber erinnerte sie sich, daß ihre gute Mutter in trüben Stunden durch ein herzliches Gebet immer Beruhigung gefunden hatte. Sie erhob daher ihre zitternden Händchen und betete mit bewegter Stimme:

„Gott! sieh auf die verlassene Emma herab, führe mich zur lieben Mutter, sonst muß ich hier vor Kälte und Hunger sterben. Du hast ja die guten Kinder so lieb, und ich will gewiß auch recht brav sein. Verlaß mich nicht!"

Nachdem sie so gebetet hatte, wurde ihr beklommenes Herzchen leichter. Sie faßte schnell ein kleines Päckchen, den ganzen Rest ihrer Habe, und eilte fort. Die Hoffnung, bald bei ihrer Mutter zu sein, gab ihren Schritten Flügel, so daß sie in kurzer Zeit das Dörfchen im Rücken hatte. Vor ihren Blicken lag eine weitgedehnte, blendend weiße Fläche, über die sich nur hie und da zerstreute Gebüsche erhoben. Krächzende Raben schwebten in der blauen Luft oder maßen mit bedächtigen Schritten die hartgefrorne, glitzernde Schneedecke. Auf den bereiften Hecken und vor ihr auf dem Fahrwege pipten goldgelbe Emmerlinge. Sie nickten ihr freundlich zu, so oft sie ein Körnlein gefunden hatten, ließen sie neckend ganz nahe kommen, flatterten dann einige Schritte weiter, um aufs neue ihr neckendes Spiel zu treiben. Emma hatte daran eine herzliche Freude; sie lachte, und indem sie die frohen Geschöpfe zu erhaschen suchte, vergaß sie allen Kummer. Doch dieses Vergnügen währte nicht lange. Die Behaglichkeit, mit welcher sie die sorglosen Geschöpfe ihre Nahrung verzehren sah, machte ihr den eigenen Mangel noch fühlbarer. Die Thränen floßen wieder reichlich über ihre Wangen; sie streckte das

Köpfchen und blickte nach allen Seiten, fand aber nicht, was sie so schmerzlich vermißte. So mochte sie wohl zwei Stunden dahin getrippelt sein, als sie den Saum eines Waldes erreicht hatte, durch den der Fahrweg auf die Heerstraße führte. Nun war ihre Kraft erschöpft, Hunger und Kälte hatten ihr Empfindung und Besinnung geraubt; sie bewegte sich nur mehr im Kreise herum. Der Schnee winkte ihr als weiches Bettchen zur Ruhe. Ihre Füßchen wankten, und sie war im Begriffe, hinzusinken, um einzuschlummern auf immer.

2.

Die Pflegeeltern.



Drei Stunden von Treuberg braust in tiefer Schlucht ein wilder Gebirgsstrom. Hundertjährige Ulmen, Buchen, Ahorn-Bäume und Eschen reichen sich über dem schauerlichen Abgrunde traulich die weit ausgestreckten Arme und bilden während des Sommers ein Laubdach, durch welches

nur an manchen Stellen die Sonne ihre erquickenden Strahlen auf die grollenden Wassermassen hinabsenden kann. Dichtes Gestrüppe hat sich in die Spalten des hochgeschichteten Gesteins festgeklammert, und hindert die Blicke des Wanderers, die kochenden Wogen von schwindelerregender Höhe herab zu schauen.

An einer Stelle jedoch, wo der Weg sich tiefer zu dem lärmenden Flusse hinabsenkt, erweitert die Schlucht sich zu einem kleinen Thale, dessen Grund, eine saftreiche Wiese, jetzt ein glänzendes Schneefeld, bildete. Links umschließt die kleine Fläche, fast im Halbkreise, ein sanfter Hügel, mit einem Walde von Eichen und Buchen gekrönt; rechts, jenseits des Flußes, steigt ein Tannenwald fast bis in die Wolken hinauf. Ein klarer Bach, der am entgegengesetzten Ende die Räder eines Mühlwerkes trieb, und noch vor Kurzem lustig durch den üppigen Wiesgrund rauschte, schlich, vom Eise beengt, unter Klagegetön der Mühle zu.

Da, wo sich das Thal wieder zur Schlucht verengt, schmiegte sich das freundliche Haus des Müllers Gottfried an einen gegen Norden aufsteigenden, mit Obstbäumen reichlich bepflanzten Hügel und war durch den Bach, über welchen am Rechen ein breiter Steg führte, von der etwas tiefer liegenden Mühle getrennt. Ueber den Zaun, der einen geräumigen Gemüsegarten vor dem Hause umschloß, erhoben sich die Stämme der buntfarbigen Pappeln und großäugigen Sonnenblumen mit ihren vom Frühreife versengten braunen Blüthen, ein trauriges Bild des Todes, dessen Sense die aufblühende Blume ebenso umbarmherzig abmäht, wie das hinwelkende Gras. Auch die schönste Blume, die größte Freude des wackern Gottfried und

seiner emsigen Hausfrau Martha hatte er nicht verschont. — Lieschen, das einzige Kind der frommen Eheleute, ruhte bereits seit zwei Monaten bei ihren Großeltern auf dem Kirchhofe des Pfarrdorfes.

Die gute Mutter war über den Verlust der Dahingeschiedenen untröstlich. Sie härmte sich so hinab, daß man für ihr Leben besorgt sein mußte. Auf Zureden ihres Mannes begab sie sich nach Edelbach, um bei ihren Eltern und jüngern Geschwistern einige Zerstreuung zu finden. So gut der Rath ihres Mannes auch gemeint war, so hatte er doch nicht die gewünschten Folgen. Martha wurde immer schwermüthiger, je länger sie von ihrem Hause entfernt blieb. Dort befanden sich ja so viele Plätzchen, so viele Gegenstände, die ihrem Kinde lieb und werth gewesen waren. Wenn auch der Anblick derselben die Erinnerung an ihren bittern Verlust erneuerte, so waren sie auch gleichsam stille Theilnehmer ihres Leidens und schienen mit ihr zu trauern; dadurch würde ihr Schmerz in stille Wehmuth sich aufgelöst haben. Zudem quälte sie auch die Sorge um ihr Hauswesen. Sie ließ daher ihren Mann herzlich bitten, sie so bald als möglich wieder heimzuholen.

Gottfried war dazu mit vielen Freuden bereit. Schon vor Tagesanbruch machte er sich auf den Weg, und ehe die Sonne am Mittag stand, flog Martha an der Seite ihres Mannes in einem mit zwei feurigen Rappen bespannten Schlitten am Saume eines Waldes entlang. Sie war in tiefe Betrachtungen versunken; aber in ihrem ausdrucksvollen Gesichte malten sich die Empfindungen ihrer Seele. Anfangs senkte sie ihre schwarzen Wimpern, und aus den halbgeöffneten Augen quollen Perlen über die blassen Wangen herab. Sie stand am Sterbebette ihres Kindes;

sie hörte das dumpfe Gerassel der Bahre, wie sie hinabgesenkt wurde in den kühlen Schooß der Erde. — Bald aber erhob sich ihr feuchter Blick, und der klare Himmel goß stille Heiterkeit über ihr Angesicht. Sie lächelte; denn Liese erschien ihrem Geiste in den lieblichsten Bildern. Bald winkte sie ihr vom reinen Aether herab als verklärter Engel freundlich zu, bald war sie wieder auf Erden und brachte der entzückten Mutter vom nahen Hügel die ersten Veilchen oder ein Sträußchen zarter Vergißmeinnicht vom Ufer des klaren Bächleins.

Während solche Traumgestalten vor ihren offenen Augen schwebten, glitt der Schlitten über den Fahrweg, der von Treuberg her in den Wald führte. In diesem Augenblicke rief Martha: „Gottfried, halt! unsere Liese!" und ehe es noch dem kräftigen Manne gelang, den Lauf der Pferde zu hemmen, war sie schon aus dem Schlitten gesprungen und umfaßte in der nächsten Minute — die niedersinkende Emma.

„Mutter", rief das Kind mit gebrochener Stimme, indem es einen matten Blick in die strahlenden Augen der Müllerin warf, ließ das Köpfchen sinken und entschlummerte. Wer malt die Freude, welche das Herz des guten Weibes durchglühte, als sie den Namen Mutter vernahm, und zugleich ihren Schrecken, da, wie es schien, das zarte Wesen mit diesem Worte seine Seele ausgehaucht hatte. Sie eilte mit der Entschlafenen nach dem Schlitten, nahm sie auf den Schooß, verhüllte sie mit der wollenen Decke und suchte ihr wieder Wärme und Leben einzuhauchen. Gottfried, der kaum begreifen konnte, was um ihn vorging, trieb die Pferde zum raschesten Laufe. Die erhitzten

Thiere waren in Dampfwolken gehüllt, und ein weißer Schaum verbreitete sich über ihren ganzen Körper.

Nach einer Stunde, als sie etwas langsamer den Hohlweg zum stillen Thale hinabschritten, erwachte Emma. Sie schlug ihre Augen auf und sprach: „Mutter! deine Emma hungert." — „Gleich sollst du eine gute Mahlzeit bekommen, liebes Kind," antwortete zärtlich die Müllerin. Mit Erstaunen vernahm Emma die unbekannte Stimme; sie richtete sich auf, betrachtete forschend die besorgte Martha und sagte nach einer kurzen Pause: „Ach, du bist nicht meine Mutter; ich möchte meine Mutter wieder finden." „Du wirst sie wieder finden," erwiederte Martha; „bis sie dich aber abholen wird, will ich deine Mutter sein; du sollst bei mir gute Tage haben." Das beruhigte das ängstliche Kind, und es lächelte vergnügt, als der Schlitten vor dem Hause des Müllers hielt, aus dem der Geruch gewürzhafter Speisen drang und ihre nächsten Bedürfnisse zu befriedigen verhieß. Knechte und Mägde, alle festlich gekleidet, sprangen eilig herbei, um der Müllerin beim Aussteigen verhilflich zu sein. Sie wunderten sich nicht wenig über die Heiterkeit derselben, noch mehr aber über das holde Mädchen, an dem sie alle das verstorbene Lieschen zu erkennen glaubten.

Im reinlich geputzten Zimmer war der große runde Tisch gedeckt, an welchem, nach der Anordnung des Müllers, alle Bewohner des Hauses bei einem festlichen Mahle sich erfreuen sollten. Alle begaben sich also dahin. Martha setzte das Kind an den Tisch und eilte zur Küche, um vor Allem für ihren Schützling zu sorgen. In wenigen Augenblicken kehrte sie mit einem Schüsselchen voll Suppe zurück, setzte es vor die Kleine, reichte ihr den Löffel und

sagte: „Nun iß mein liebes Töchterlein, und Gott segne dir die Mahlzeit.“ Die Begierde, mit welcher Emma ihre Blicke auf die Speise heftete und die Hast, mit welcher sie nach dem Löffel griff, verriethen deutlich den nagenden Hunger, der sie für alles Andere, was sie umgab, gefühllos machte. Wie erstaunten daher Alle, als Emma den Löffel wieder niederlegte, von der hohen Bank auf den Boden sich herabließ und dem Christusbilde gegenüber die Händchen erhob und in kindlicher Andacht betete:

„Den Vogel in den Lüften,
Das Lamm auf fetten Triften,
O Gott, ernährest Du!
Nach treuer Väter Weise
Gibst Du mir Trank und Speise
Und Segen auch dazu.
O, daß mich Deine Gabe stärke
Zu vollbringen gute Werke!“

Sie sprach das Gebetlein mit so viel Rührung, daß alle Umstehenden davon ergriffen wurden. Der guten Martha traten Freudenthränen in die Augen. „Ach!“ rief sie, „lieber Gott; ein Kind hast Du mir genommen und einen Engel dafür gegeben.“ Unsere Liese ist nun ein Engel bei Dir dort oben. Mir war es, als habe sie mir vom Himmel herab einen Wink gegeben, dieses fromme Kind als Ersatz zu betrachten.“

Nachdem Emma gebetet hatte, trat sie zu Gottfried und Martha und fragte mit aufgehobenen Händchen und traulicher Zuversicht, ob sie nun essen dürfe. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem Wohlbehagen das hungrige Kind die schmackhafte Suppe zu verzehren begann. Noch war aber das Schüsselchen nicht zur Hälfte geleert,

als Emma plötzlich den Löffel sinken ließ. Thränen schoßen ihr in die Augen, und mit trübem Blicke fragte sie: „Wird meine Mutter auch zu essen haben?" „Gott wird auch für deine liebe Mutter sorgen, wie er für dich gesorgt hat," antwortete der Müller, „und er wird euch wieder zusammenführen," setzte Martha fast furchtsam hinzu; denn sie konnte ohne Angst den Gedanken nicht fassen, das liebliche Mädchen, das so unverhofft die Leere in ihrem Herzen ausgefüllt hatte, wieder zu verlieren. Inzwischen hatten sich Alle um den Tisch gesetzt, und der ganze Kreis guter Menschen war nun einmal nach langer Zeit wieder recht von Herzen froh. Alle erkannten in der wunderbaren Begebenheit einen Fingerzeig des Himmels, der das gebeugte Mutterherz wieder aufrichten wollte.

Emma ließ sich nun die vorgelegten Speisen vortrefflich schmecken, und verrichtete nach dem Essen ohne Ermahnung ihr Gebet eben so herzlich, wie sie es vorher gethan hatte:

„Gott, neugestärkt durch Speis' und Trank,
Genieß ich froh das Leben;
Zu Dir soll sich mit Lob und Dank
Mein kindlich Herz erheben;
Wie Deine heilgen Engelein
Will ich recht fromm und folgsam sein."

Der Rest des kurzen Wintertages verfloß auf die angenehmste Weise. Martha holte alle Spielsachen der entschlafenen Liese herbei, und suchte das Kind zu erheitern. So sehnlich sie auch wünschte, über die nähern Verhältnisse des Kindes Aufschluß zu erhalten, so vermied sie doch, um keine traurigen Empfindungen in demselben zu erwecken, für jetzt alle Fragen.

3.
Die trostlose Mutter.



Zur nämlichen Zeit, als Emma verlassen auf dem Fahrwege dahin schritt, bewegte sich ein langer Zug von Wägen und Reitern nach dem böhmischen Grenzdorf Burgach. Obwohl die Pferde bis zum Hinsinken ermattet waren, so wurden sie doch durch harte Peitschenhiebe zum ununter-

brochenen Laufe getrieben. Es geschah dieß theils aus Furcht vor dem Feinde, über dessen Stellung man noch immer keine genaue Nachrichten hatte, theils um nach einer langen und beschwerlichen Flucht bald unter ein wirthliches Dach zu gelangen und die erstarrten Glieder erwärmen zu können. Die Frauen und Kinder auf den hochbepackten Wägen boten einen jammervollen Anblick dar. Sprachlos, mit blauen Gesichtern, ohne Bewegung, hätte man sie eher für Leichen halten können. Die meisten waren so erstarrt, daß sie bei ihrer Ankunft im Dorfe nicht im Stande waren vom Wagen zu steigen. Die mitleidigen Bewohner boten ihnen aber liebreich die Hände, hoben sie herab und brachten sie in die erwärmten Stuben.

Auf einem der ersten Wägen saß eine stattliche junge Frau in einen Pelzmantel gehüllt. Sie schien weniger von der schneidenden Kälte angegriffen zu sein; aber in ihren Zügen malte sich ein Schmerz, der an Verzweiflung grenzte. Gleich beim ersten Hause ließ sie anhalten, faßte ihren Mantelsack, der ihr zum Sitze gedient hatte, und stieg vom Wagen. Ungeachtet der freundlichen Einladung trat sie nicht in das Haus, sondern blieb auf der obersten Stufe vor der Hausthüre stehen und betrachtete mit wahrer Todesangst, den an ihr vorübereilenden Zug. Endlich erblickte sie auf einem der letzten Wägen einen Mann, dessen Silberhaare über die Schultern herabwallten, und der mit schmerzlichen Blicken die Ungeduld verrieth, die er über das Stocken des Zuges empfand.

„Gott, sie ist nicht bei ihm!“ rief beim Anblicke dieses Mannes die ängstlich harrende Frau, und sank leblos auf die Stufen nieder. Der Greis flog mit der Schnelligkeit eines Jünglings vom Wagen und brachte

mit Hilfe der braven Hausleute die Ohnmächtige in die Stube auf ein weiches Bett. Der alte treue Diener zer- raufte sich die grauen Haare, und Thränen flossen ihm über die gefurchten Wangen auf den Schnurbart herab, da er seine Gebieterin ohne Lebenszeichen vor sich da liegen sah. Während die Uebrigen rathlos die Entschlafene umring- ten, hatte der Hauswirth den klugen Einfall, den wür- digen Pfarrer herbeizuholen. Die verständigen Anordnun- gen des erfahrnen bejahrten Priesters wurden bald mit dem besten Erfolge gekrönt. Die entschwundenen Lebens- geister regten sich wieder; die Unglückliche erhob langsam das Haupt, öffnete die Augen und blickte, wie aus einem Traume erwachend, befremdet die Umherstehenden an. Als sie aber die kummervollen Züge ihres alten Dieners ge- wahrte, durchbebte ein Schauer ihre Glieder, ihr Haupt sank wieder auf das Kissen, und von ihren bleichen Lip- pen flossen kaum vernehmbar die Worte: „Mein Kind! meine Emma!"

Der fromme Seelsorger hatte aus den Aeußerungen des ergrauten Dieners das ganze Unglück bereits über- schaut, und er suchte nun mit liebreichen Worten dem ge- brochenen Mutterherzen Muth einzuflößen. Er vermochte sie, von den dargebotenen Erfrischungen zu genießen, um vor Allem die entschwundenen Kräfte des Leibes zu er- neuern. Nachdem sie sich etwas gestärkt fühlte, gewann sie mehr Fassung und theilte dem besorgten Pfarrer unge- fähr Folgendes mit:

„Unsere Armee wurde am 5. Dezember bei Leuthen aufs Haupt geschlagen. Tausende fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde oder geriethen in Gefangenschaft. Die aufgelösten Trümmer zerstäubten in wilder Flucht.

Ein Theil des Heeres sammelte sich jedoch wieder, und dieser wurde beordert, die Festung Schweidnitz zu decken. Um nun diesen Theil in seinem Rückzuge nicht aufzuhalten, erhielt der Troß den Befehl, von der Heerstraße abzulenken und auf Umwegen nach der Grenze zu eilen. Da wir auf dieser Flucht in beständiger Gefahr schwebten, von einem feindlichen Streifcorps abgeschnitten und aufgehoben zu werden, so gönnten wir uns keine Ruhe, bis wir gestern Abend das Dörfchen Treuberg erreichten. Allein der Ort war von seinen Einwohnern verlassen, und die wenigen Lebensmittel, die hie und da in Küche und Keller zurückgelassen waren, reichten kaum hin uns vor dem Verschmachten zu retten. Doch beschloß man, die Nacht daselbst zu verweilen. Ich suchte mit meinem Kinde, einem Mädchen von sechs Jahren, in einem einzeln stehenden Häuschen Schutz gegen die rauhe Kälte. Mein alter treuer Sigmund hatte bald das nöthige Brennmaterial herbeigeschafft, und in wenigen Minuten loderte die prasselnde Flamme in dem großen Ofen der Wohnstube. Die allmählig zunehmende Wärme wirkte sehr wohlthätig auf unsere erstarrten Glieder, und die wenigen Lebensmittel, die sich in der großen ledernen Tasche des vorsichtigen Sigmund befanden, reichten hin, uns für weitere Mühseligkeiten nothdürftig zu stärken! Ich bereitete der kleinen Emma ein Lager aus weichem Heu und deckte sie mit ihrem Mäntelchen zu. Das gute Kind betete mit herzlicher Andacht sein Abendgebet, bat mich dann, wie gewöhnlich, um meinen Segen, und wünschte mir, indem es mich unendlich liebevoll anblickte: Gute Nacht!

Ach! es waren die letzten Worte, die gleich Engelsstimmen mein Ohr entzückten; es war der letzte Blick, der

das arme Mutterherz mit himmlischer Seligkeit erfüllte. Ich werde mein unglückliches Kind in diesem Jammerthale wohl nie wiedersehen.“

Ein Strom von Thränen unterbrach hier die Erzählung. Die Frau verhüllte mit beiden Händen ihr Angesicht, und die Todtenstille wurde nur durch ihr heftiges Schluchzen unterbrochen. — Endlich fuhr sie fort:

„Laßt mich das Schreckliche vollenden! Wir waren den ganzen Tag ohne Kunde über die Bewegung der Armee. In Treuberg sollten wir, wenn die Verbindung nicht bereits abgebrochen war, Nachricht und weitere Weisungen über unsere Flucht erhalten. Zudem war mir auch das Schicksal meines theuern Gemahles gänzlich unbekannt. Ich gab daher meinem Diener den Auftrag, sich in das Dorf zu begeben, um dort zu erfahren, ob dem Führer unsers Zuges keine nähern Mittheilungen gemacht wurden. Während seiner Abwesenheit setzte ich mich auf meinen Mantelsack neben das schlafende Kind und betete unter heißen Thränen für meinen Mann. Plötzlich vernahm ich ein Geräusch vor meinen Fenstern, und mehrere bekannte Stimmen riefen mich beim Namen. Ich trat vor die Thür und sah, daß sich Alles zur eiligen Flucht anschickte. Ein Wagen stand bereit, mich aufzunehmen. Schnell holte ich meinen Mantelsack und legte denselben als Sitz für mich und meine Tochter zurecht. Schon wollte ich wieder vom Wagen springen, um das schlafende Kind zu holen, als sich plötzlich der ungeregelte Zug in Bewegung setzte. Niemand achtete auf mein herzdurchdringendes Geschrei. Zwei Frauen hielten mich fest, daß ich mich nicht hinabstürzen konnte. Ich wüthete, ich tobte —

nichts half, und in wenigen Augenblicken hatten wir das Dorf im Rücken.

Verzweiflung hätte meine Seele ergriffen, wenn mir nicht noch ein kleiner Funke der Hoffnung geleuchtet hätte, nämlich der Gedanke, Sigmund werde die Kleine bei seiner Zurückkunft gewiß zu sich nehmen und ihr Beschützer sein, bis wir uns wieder finden würden. Nun ist er aber allein, und mein unglückliches Kind ist eine Beute der Angst, des Hungers und der Kälte geworden. — Gott, diese Prüfung ist zu schwer für ein schwaches Mutterherz!" Sie ließ erschöpft das Haupt sinken, und ihre Thränen floßen reichlich auf das Kissen herab.

Bei den letzten Worten der Frau war der alte Diener auf die Kniee gesunken.

„Verzeihung, gnädige Frau!" rief er — „nein, ich verdiene keine Verzeihung! Ich hätte mich selbst überzeugen, ich hätte dem Wachtmeister Hugo nicht glauben sollen, da er mich auf sein Ehrenwort versicherte, er habe Sie mit dem Kinde auf den Wagen steigen sehen, und ich verliere unnütz die Zeit, wenn ich mich noch nach Ihrem Quartiere begeben wollte. O Gott! mit Freuden würde ich tausendmal mein Leben opfern, wenn ich das holde Kind dadurch retten könnte! — Ich will fort; ich will zu Fuß zurück und nicht eher unter Ihre Augen treten, bis ich den verlornen Engel wieder in Ihre Arme führen kann." —

Bei diesen Worten raffte er sich rasch auf, und ehe die Umstehenden es sich versahen, war er aus dem Kreise verschwunden. Seine plötzliche Entfernung machte auf die trostlose Mutter einen noch peinlichern Eindruck; eine geheime Ahnung sagte ihr, daß er nicht wiederkehren werde, und dann war sie ganz verlassen. — „Sigmund, bleib!" rief

sie aus allen Kräften; allein er hörte sie nicht mehr, und ihn mit Gewalt aufzuhalten, dazu fehlte es, wie es schien, den Anwesenden an der nöthigen Geistesgegenwart.

Inzwischen hatte die Hausfrau heimlich mit ihrem Manne geredet, und dieser trat jetzt ehrerbietig hervor, und sagte mit treuherziger Gutmüthigkeit:

„Unglückliche Frau, wenn es Euch in unserer einfachen Wohnung gefällt, so bleibt eine Zeit lang bei uns; es soll Euch an Nichts fehlen; Ihr findet an uns theilnehmende Seelen und der hochwürdige Herr Pfarrer kann so trostreiche Worte reden, daß man den Kummer vergißt und sich geduldig in Gottes Schickung ergiebt. Bleibt bei uns, bis der treue Diener zurückkehrt und Euer Gemahl Euch abholt!"

„O ihr guten Leute!" rief die Unglückliche gerührt, „Euer freundliches Anerbieten ist schon der erste Balsam für mein wundes Herz. Wenn Menschen schon so viel Liebe haben können, wie sollte ich nicht auf den vertrauen, der uns Allen Vater ist! Ich nehme Euer Anerbieten dankbar an, und wenn Gott mir gnädig ist, so werde ich Euch Alles, was ihr auf mich verwendet, einst vergelten können. Für Eure Liebe werde ich jedoch ewig Schuldnerin bleiben; diese kann nur Gott belohnen. Sie öffnete hierauf ihren Mantelsack und überreichte dem würdigen Priester ein Papier, wodurch sie ihn mit ihrem Namen und Stand bekannt machte. Die guten Hausleute bat sie jedoch, sie möchten sich für jetzt begnügen, wenn sie ihnen sage, daß sie die Frau eines österreichischen Offiziers sei, und Biederfeld heiße."

Der menschenfreundliche Pfarrer übernahm es nun selbst, zum Führer des Zuges zu gehen und für das

Uebrige zu sorgen. Nachdem er sich entfernt, und auch Reinhold, (so hieß der wackere Hauswirth) mit seinem Weibe die Stube verlassen hatte, um in dem Zimmerchen, das sie für die Frau einzurichten gedachten, Alles in gehörige Ordnung zu bringen, kniete sich Frau Biederfeld vor das große in einer Ecke der Stube angebrachte Christusbild und betete aus ganzer Seele:

„Mein Heiland! Du hast einst den Unglücklichen zugerufen: Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken! Sieh, ich komme nun als eine unglückliche Mutter zu Dir, und flehe zu Deiner unendlichen Liebe, um Hilfe in meinem Kummer. So lange Du auf Erden wandeltest, träufelten alle Deine Fußtritte von Segen; Du suchtest selbst die Unglücklichen auf und trocknetest ihre Thränen. Auch dort im Himmel, im Wohnsitze Deiner Herrlichkeit, hast Du die Menschen, Deine Brüder nicht vergessen. Du siehst ihre Noth und hörest ihre Gebete. Nun so sieh auch gnädig herab auf Deine Magd, erquicke das gebrochene Mutterherz mit himmlischem Troste und gib ihm Stärke, in kindlicher Ergebung auszuharren, wenn Deine weise Güte beschlossen hat, den Leidenskelch nicht von mir zu nehmen. Wenn Du mein theures Kind, mein einziges Kleinod auf dieser Erde nicht mehr in meine Hände führen willst, ach, so laß es gute Leute finden, die es mit Liebe führen auf dem Wege des Heils.

O mein Erlöser, Du hast uns durch Dein kostbares Blut so theuer erkauft, laß mein geliebtes Kind an seiner Seele keinen Schaden leiden! Dann bleibt mir doch der letzte Trost, daß ich es einst bei Dir, dort oben wieder finde, wo Du uns Allen Wohnungen bereitet hast. Sollte aber

Hunger und Kälte die zarte Blume schon gebrochen haben; sollte sie schon unter Deinen heiligen Engeln die Freuden des Himmels genießen — o so laß ihren Geist mich umschweben, daß er meinen bittern Schmerz auflöse in stille Wehmuth und dafür nur die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem geliebten Kinde bei Dir in meinem Herzen zurücklasse. Göttlicher Heiland! Du erhörst Alle, die mit kindlichem Vertrauen sich Deinem Throne nähern; Du wirst auch mich erhören. Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige."

Nachdem sie so gebetet hatte, fühlte sie ihr gepreßtes Herz erleichtert; sie holte ihr Andachtsbuch hervor und stärkte sich noch mehr durch fromme Betrachtungen.

4.

Pater Antonius.



Der Winter hatte sich auf die Gipfel der Berge zurückgezogen und schaute durch wechselnde Risse des Wolkenschleiers verdrießlich herab auf das Thal, welches der lockende Frühling mit geschäftigen Fingern bräutlich zu schmücken begann. Bereits war das klare Mühlbächlein von der

starren Decke befreit, und vergnügt schaute es wieder den heitern Himmel, dessen freundliches Blau sich in seinem krystallenen Auge spiegelte. Munter hüpften die geschwätzigen Wellen zwischen den frischbegrasten Ufern dahin, geküßt von den leuchtenden pomeranzengelben Dotterblumen. Halbversteckt guckte das niedliche Maßliebchen mit seinen rothgeränderten Blättlein aus dem jungen Kraute hervor, und über ihm erhob sich stolz prangend die blaßgelbe Schlüsselblume. Am obern Saume des sanft ansteigenden Hügels öffneten sich die zahllosen schnurförmigen Kätzchen der Haselgesträuche und, vom leichten Winde bewegt, schüttelten sie eine Fülle des Staubes herab, so daß das ganze Gebüsch von der Morgensonne beleuchtet, im goldenen Dufte zu schwimmen schien. Unter ihm lachte die himmelblaue Leberblume, begrüßt von der zarten Waldanemóne, die, auf schwachem Stiele das röthlich weiße Köpfchen wiegend, ihr ein freundliches Willkommen entgegen winkte. —

Zwischen den Zweigen bemerkte man ein weißes Strohhütchen mit flatternden hellblauen Bändern, eine kleine Blumenleserin verrathend. Und wirklich hüpfte bald ein holdes Mägdlein heraus ins Freie, beide Händchen mit den Erstlingen des Frühlings gefüllt. Entzückt sprang es leicht wie ein Rehlein zur Wiese herab, pflückte noch von den lieblichen Schlüsselblumen so viel seine Händchen zu fassen vermochten, und eilte dann, wie vom Winde getragen, dem Garten zu. Dort streute mit sorgsamer Hand die emsige Martha auf die zierlich geordneten Beete den Samen, nach welchem der lüsterne Sperling vom Zaune herab begierig seine Blicke richtete, während hoch in den Lüften, das Irdische gleichsam vergessend, die muntere Lerche dem Schöpfer ihr Loblied sang.

Obwohl Martha's Hand mit Emsigkeit die zeitlichen Bedürfnisse förderte, war doch ihr Sinn stets nach dem Unvergänglichen gerichtet, und ihr Herz schwang sich hinauf zum Throne des Ewigen, zu dem der gefiederte Sänger sich zu erheben schien. Sie richtete daher ihr klares, von Freude und Dank strahlendes Auge oft gegen den blauen Himmel, und die erquickenden Traumbilder, die damals ihr so süßen Trost in das Herz gegossen hatten, als sie an der Seite ihres Mannes aus dem elterlichen Hause in ihre friedliche Wohnung heimkehrte, traten wieder vor ihre Seele. Dießmal aber wurden sie, indem sie dieselben festzuhalten strebte, plötzlich zur Wirklichkeit. Mit strahlenden Blicken, die Händchen hochemporhebend, stand die kleine Emma vor ihr und rief:

„Sieh da, liebe Mutter! die schönen Blumen, die der gute Himmelvater hat wachsen lassen! Nimm sie; ich habe sie für dich gesammelt."

Gerührt schloß Martha das Kind in ihre Arme und setzte es an ein reinliches Tischlein, worauf in einem irdenen Schüsselchen süße Milch mit weißem Brode bereit stand.

„Iß mein Kind," sprach die glückliche Mutter; „ich will dir die Namen dieser Blumen sagen und daraus ein Kränzchen winden, mit dem wir das Jesuskindlein auf deinem Altare schmücken wollen."

Während sich Emma die dargebotenen Erfrischungen vortrefflich schmecken ließ und Martha ein niedliches Kränzchen ordnete, schritt von dem Hügel hinter dem Hause durch den Obstgarten eine große, kräftige Gestalt herab, den langen Stock bei jedem Tritte vorsichtig vor sich einsetzend. Ein schwarzes, faltenreiches Gewand, um die Len-

den durch einen Gürtel zusammengehalten, war die ganze Bekleidung des Wanderers. Die wenigen Silberlocken, die unter der breiten Krempe des Hutes über Schläfen und Nacken herabwallten, verriethen einen Greis von wohl siebenzig Jahren; aber aus den schwarzen geistvollen Augen strahlte noch das Feuer eines Jünglings. Obwohl auf seiner hohen, gewölbten Stirne der tiefe Ernst des Denkers deutlich ausgeprägt war, so fühlte sich doch jeder, der ihn sah, unwiderstehlich zu ihm hingezogen, da ein sanftes Lächeln, das um seine Lippen spielte und die Milde in seinen edlen Gesichtszügen beredte Zeugen seiner wohlwollenden Herzensgüte waren. Dieser günstige Eindruck, den sein Anblick auf jeden übte, wurde noch erhöht durch die Rosen, welche noch auf seinen Wangen blühten und auf einen reinen Lebenswandel in Zufriedenheit und ungestörter Seelenruhe schließen ließen.

Martha gewahrte ihn erst, als er, nahe bei ihr, sie nach alter, schöner Sitte mit: „Gelobt sei Jesus Christus,“ begrüßte. „In Ewigkeit, Amen,“ entgegnete Martha, indem sie ehrerbietig sich von ihrem Sitze erhob und mit forschendem Auge in den Blicken des Grüßenden zu lesen begann. Emma küßte zutraulich dem ehrwürdigen Greise die Hand und sprang dann auf Geheiß der Mutter der Mühle zu, um den thätigen Gottfried herbeizuholen.

Der Angekommene war Pater Antonius, Wallfahrtspriester zu St. Vincent, einem kleinen Kirchlein, das tief im Gebirge versteckt, nur von frommen Wallfahrern besucht wurde, außerdem aber wenig bekannt war, da es fern von der Straße nur ein kleines von waldigen Bergen begrenztes Thal beherrschte. An das blendend weiße Kirchlein, das auf einem mit duftenden Gebüschen bewachsenen

Hügel thronte, und sein hellgrünes spitziges Thürmchen bis zu den dunklen Tannen des hinter ihm aufsteigenden Berges emporstreckte, schmiegte sich traulich die bescheidene Wohnung des ergrauten Paters und eines frommen Bruders. Vor demselben unter dem kühlenden Laubdache einer hundertjährigen Linde verlebte Antonius seine seligsten Stunden. Fern vom Getümmel der Welt unterbrach hier nichts die feierliche Stille als das geisterartige Flüstern der Blätter mit dem sich die sanften Melodien der traulichen Vögel vermischten, und das durch die Gesträuche herausdringende Tosen eines kleinen Sturzbaches, der weiter unten zum Vorschein kommend, wie eine silberne Schlange sich durch einen fetten Wiesgrund schlängelte und einen klaren Teich nährte.

Selten jedoch konnte Antonius längere Zeit ungestört seinen heiligen Betrachtungen obliegen; denn der Ruf von seiner Weisheit führte selbst aus weitentlegenen Gegenden des Gebirges Rath- und Hilfesuchende in seine stille Einsamkeit, und Niemand schied ungetröstet von dannen. Unter allen Besuchenden machten seinem väterlich wohlmeinenden Herzen die unschuldigen Kleinen, die ihm selbst auf stundenweite Entfernung während der Sommermonate zugeschickt wurden, das meiste Vergnügen. Es war mit Entzücken anzusehen, wenn die frohen Kinder mit Anstrengung die ziemlich steilen Erdstufen hinaufkletterten, ihre freudigen Blicke nach oben gerichtet, wo Vater Antonius, wie sie ihn nannten, ihrer harrte. Kaum hatten sie die oberste Stufe erreicht, so sprangen sie, alle Müdigkeit vergessend, auf ihren geliebten Lehrer zu, küßten ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hände, und lagerten sich dann im Kreise um denselben im Schatten der Linde. Mit unverwandten

Augen hingen sie an seinen Lippen und saugten begierig die himmlischen Lehren in ihr empfängliches Herz.

Er sprach zu ihnen von der unendlichen Liebe des barmherzigen Vaters im Himmel, der die Erde so schön mit Gras, Kräutern, Stauden und Bäumen bekleidet, und Wiesen und Gärten mit prachtvollen Blüthen schmücket; der täglich die goldene Sonne heraufführt, damit sie Alles erleuchte und erwärme, das Wachsthum befördere und die Früchte zur Reife bringe; der die Pflanzen mit Thau und Regen erfrischet, damit sie nicht vertrocknen und absterben; der für alle seine Geschöpfe sorgt und selbst des Wurmes im Staube nicht vergißt. Wenn er ihnen dann sagte, daß der gute Gott dieses Alles aus Liebe zu uns Menschen so schön und wohlthätig angeordnet habe, und daß wir ihm dafür in unserm ganzen Leben danken sollen: da erhoben sie Alle ihre Händchen und beteten ein vorgesprochenes Gebet mit solcher Andacht nach, daß darob die Engel im Himmel sich erfreuten. So entflammte er eine unauslöschliche Liebe zu Gott in ihren jugendlichen Herzen mit dem festen Entschlusse, nie von seinen heiligen Wegen zu weichen und stets seine Gebote zu halten. Das gab nun dem frommen Greise Veranlassung, überzugehen auf die heilige Schrift und dieselbe ihnen so ganz nach ihrer Fassungskraft zu erklären.

Gott, sprach er, hat seine Gebote jedem Menschen in das Herz geschrieben, und ein jeder könne sie da lesen. Allein die Menschen haben nicht darauf geachtet und sind verbotene Wege gewandelt. Schon die ersten Menschen ließen sich zum Ungehorsame verleiten, und sind dadurch die Stammeltern eines ganzen sündigen Menschengeschlechtes geworden, an dem Gott kein Wohlgefallen mehr haben

konnte. Allein Er erbarmte sich wieder der gefallenen Menschheit, und schickte, nachdem Er die Menschen Jahrtausende darauf vorbereitet hatte, seinen eingebornen Sohn vom Himmel auf die Erde herab, damit dieser seiner Gerechtigkeit Genugthuung leiste. Und Er, der Heiligste und Gerechteste hat unsere Schuld auf sich geladen und für uns die Strafe der Sünde erduldet u. s. w. So erklärte er ihnen nach und nach das ganze alte und neue Testament, so verständlich, daß sie in kindlicher Einfalt den guten Eltern zu Hause die lehrreichen Begebenheiten wieder erzählen konnten. — Mit der allergrößten Aufmerksamkeit aber hörten sie die Lebens- und Leidensgeschichte unsers göttlichen Erlösers, und sie versprachen am Ende einer jeden Erzählung, sie wollten gewiß recht gut und folgsam sein und gern beten, damit der liebe Herr Jesus sie auch einst in den schönen Himmel hinaufnehme. Und sie hielten auch Wort; es gab weit und breit keine bessern Kinder als die Schüler und Schülerinnen des Paters Antonius.

Er machte sie aber nicht blos mit den himmlischen Lehren der hl. Religion vertraut; auch im Lesen, Schreiben und Rechnen gab er ihnen Anweisung. Vorzüglich lehrte er sie im Buche der Natur lesen. Da gab es beinahe kein Kräutlein in der ganzen Gegend, das die Kinder nicht beim Namen nennen konnten. So oft sie ein unbekanntes Blümchen auf dem Wege fanden, brachten sie es ihrem geliebten Lehrer und fragten ihn um dessen Namen. Gewöhnlich hatte Antonius von seinem Morgenspaziergange selbst schon einige den Kindern noch fremde Pflänzchen mitgebracht, um ihnen damit eine Freude zu machen. Manchmal führte er sie auch hinab an den klaren Teich oder

einen Berg hinauf, und sie kehrten nie zurück, ohne daß jedes Kind ein niedliches Sträußchen gewürziger Blumen gepflückt hätte.

Aber Antonius begnügte sich nicht damit, seinen Zöglingen nur die Namen der Pflanzen zu lehren; er ließ sie auch ihren wunderbaren Bau beobachten, wobei er stets Gelegenheit fand, ihre Seele zur Anbetung des allmächtigen, weisen und gütigen Schöpfers hinzulenken. Besonders angelegen ließ er es sich sein, die wißbegierigen Zuhörer mit den Wirkungen und der Kraft der Kräuter bekannt zu machen, um sie theils vor Unglück zu bewahren, theils ihnen bei Verwundungen oder in Krankheitsfällen Mittel zur Anwendung an die Hand zu geben, bis es ihnen gelingen könnte, einen Arzt aus weiter Ferne herbei zu holen.

So wurde Antonius der Wohlthäter der ganzen Gegend. Wer Rath und Hilfe bedurfte, eilte zu ihm. Auch Gottfried war sogleich darauf bedacht, nachdem er die verlassene Emma in sein friedliches Haus aufgenommen hatte, den guten Priester um seinen väterlichen Rath zu bitten. Antonius war damals sogleich nach der Mühle geeilt, um aus dem Munde des Kindes die nähern Aufschlüsse über dessen Abkunft und Heimath zu erhalten. Der Inhalt des kleinen Päckchens ließ ihm wohl keinen Zweifel, daß Emma das Kind vornehmer Eltern sein müsse; denn es befand sich in demselben außer einigen minderwerthvollen Kleinigkeiten, ein reichlich mit Silber eingelegtes Kästchen, worin ein überaus kostbarer Rosenkranz aufbewahrt lag, nebst einem goldenen Halskreuzchen und goldenen Ohrringen — Alles mit funkelnden Edelsteinen besetzt. Diese Gegenstände hatten nach den Aeußer-

ungen des Kindes für die Mutter einen unschätzbaren Werth, weil sie ein Geschenk des Vaters waren. Ueber den Stand des Letztern wurde man in so weit klar, daß er ein österreichischer Offizier sein müsse, dem die Mutter in den Krieg gefolgt sei. Daher konnte Emma über keinen bleibenden Aufenthalt etwas mittheilen. Was sie bei Gelegenheit von einem großen Hause, von schönen Zimmern, großen Spiegeln, von einem Garten mit Springbrunnen, von den herrlichen Blumen in demselben erzählte, ließ vermuthen, daß ihre Eltern vor dem Ausbruche des Krieges ein schönes Schloß bewohnt hatten. Aber in welchen Theil der ausgedehnten Monarchie dasselbe lag, konnte nicht errathen werden, da in der Sprache des Kindes keine bestimmte Mundart ausgeprägt war. Auf die Frage: „Wie heißt denn deine Mutter?" erfolgte die treuherzige Antwort: „Mein Vater sagte immer: Meine liebe Laura! Sigmund aber und die andern Leute nannten sie: Gnädige Frau." Auf dieselbe Weise wurde auch die Frage um den Namen des Vaters beantwortet. Das ganze Ergebniß war also, daß der Vater Theodor, die Mutter Laura und der Diener der letztern Sigmund heiße.

So ungenügend diese Aufschlüsse waren, so sammelte sie doch Antonius sorgfältig, um mit ihrer Hilfe auf die Spur der Eltern zu kommen. Das war aber ungemein schwer in einem Lande, wie Schlesien, von dem man nicht wußte, wem es gehöre, das bald Oesterreicher bald Preußen besetzt hielten. Durch die Gerichte konnte durchaus nichts ermittelt werden, und eine Aufforderung durch Zeitungen war eben so unmöglich, da in damaliger Zeit in ganz Schlesien keine Zeitung erschien, und die fremden Zeitungen nur von Wenigen gelesen wurden. Antonius griff daher zu dem

Wanderstab und begab sich, nicht ohne große Beschwerde für ihn, den fast siebenzigjährigen Greis, nach verschiedenen Standquartieren der Oesterreicher. Allein seine Nachforschungen blieben bisher erfolglos, und sie noch weiter fortzusetzen, lag nicht mehr in seiner Gewalt, da die Kriegsfackel aufs neue sich entzündet hatte, und das unglückliche Land abermals der Schauplatz wilder Zerstörung geworden war. Er kehrte also wieder in sein verborgenes Thälchen zurück und benützte den ersten schönen Frühlingsmorgen, um den guten Leuten in der Mühle von seinen erfolglosen Bemühungen Nachricht zu geben! — Das war also der Zweck seines jetzigen Besuches.

Er ließ sich auf eine Bank nieder, und Martha eilte in das Haus, um einige Erfrischungen, — Brod, Butter und Früchte zu holen. Inzwischen kam Gottfried, das muntere Mädchen an der Hand, aus der Mühle, verneigte sich ehrfurchtsvoll grüßend und fragte mit beklommener Stimme: „Bringt Ihr uns erfreuliche Nachrichten, guter Vater?“ „Wie Ihr es nehmen wollt,“ erwiederte dieser, „unerfreulich, in so ferne Ihr das Kind seinen Eltern wieder zu geben wünscht; erfreulich aber, wenn ich sage, daß es wohl noch lange Zeit, vielleicht immer bei Euch bleiben wird.

Martha, die sich eben genähert hatte, athmete hoch auf, als wäre ihr eine Zentnerlast vom Herzen gefallen. Thränen der Freude quollen aus ihren Augen; sie beugte sich zu ihrem Schützling herab, schloß das theure Kind in ihre Arme und sagte: „Bringe doch dem guten Vater Antonius auch so schöne Blumen, wie du mir gebracht hast.“ Nachdem das Kind weit genug entfernt war, daß es das Gespräch nicht mehr vernehmen konnte, wandte sich Mar-

tha zum Priester und begann: „Meine Freude ist vielleicht Sünde; allein ich kann nicht anders; es würde mir das Leben kosten, wenn ich mich von dem guten Kinde wieder trennen müßte. Ich denke auch, Gott hat es gewiß aus weiser Absicht in meine Hände geführt. Vielleicht sind seine Eltern nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen, und nun freuen sie sich dort oben, wenn sie herabschauen vom Himmel und sehen, daß ihr Liebling in so gute Pflege gekommen ist. Gott wird es durch seinen heiligen Engel beschützen vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Und wenn es einst meine müden Augen zudrücken wird, so scheide ich mit dem Troste von der Welt, daß ich in der ewigen Heimat mit meinem Lieschen, mit Emma und ihren guten Eltern wieder vereiniget werde."

„Die Wege der Vorsehung sind unergründlich, entgegnete Antonius, der Mensch darf es nicht wagen, seine Pläne zu meistern: Freuden und Mißgeschick kommen von ihm, und was er uns auch bescheert, wir müssen es mit dankbarem Herzen annehmen. Kinder sind nicht Eigenthum der Eltern; sie sind ein heiliges Pfand des Himmels, das wir rein und lauter bewahren müssen, bis es der Herr wieder zurückfordert.

Ihr habt das eurige ihm bereits wieder gegeben; ihr habt Euch in seinen heiligen Willen gefügt, und werdet auch nicht murren, wenn er dereinst Emma's Eltern senden wird, das ihrige in Empfang zu nehmen."

Martha schwieg; sie schluchzte heftig und blickte wehmüthig, aber mit Ergebung in das freundliche Auge des frommen Greises. Dieser fuhr begütigend fort: Gebt für jetzt den traurigen Gedanken in Eurem Herzen keinen

Raum; das Kind wird Euch wohl nicht so bald entrissen werden; denn alle meine Nachforschungen führten zu keiner Entdeckung. Jetzt aber liegt uns eine andere Sorge nahe; es ist die Erziehung des Kindes. Es verlangt, wie mir scheint, nach Belehrung, und ihr werdet bei Euern vielen Geschäften nicht im Stande sein, seinen Drang zu befriedigen. Sagt mir offenherzig, ob ich nicht Recht habe."

„Freilich, erwiderte Martha. Anfangs, so lange das verlassene Würmlein so traurig war, und sich zu meinem ungemeinen Leidwesen sichtlich herabhärmte, hörte man von ihm nichts als das Jammern um seine gute Mutter. Seit dem es aber angefangen hat, neu aufzuleben und wieder Freude zu empfinden, merkt es auf Alles, was ihm vorkommt; es fragt beständig, und bringt mich oft in Verlegenheit, wenn ich ihm nicht recht zu antworten weiß. Es möchte auch gerne ein Buch haben, um wie seine andere Mutter in demselben zu lesen und zu beten. Wenn ich nun nicht weiß, wie ich das Kind befriedigen soll, dann wünsche ich recht von Herzen, daß mir Jemand in meinem Anliegen zu Hilfe kommen möchte."

„Diese Hilfe soll Euch mit Gottes Beistand werden, wenn Ihr Euch entschließen könnt, meine Vorschläge anzunehmen. Ihr wißt, daß während der Sommermonate viele Kinder aus der ganzen Gegend zu mir kommen. Sie wandern alle mit Freuden die weiten Wege, und sie kehren, wie ich zu Gott hoffe, nie ohne Nutzen zurück. — Schickt auch die kleine Emma zu mir. Der Weg ist zwar weit, aber gefahrlos, und zudem wird sie nicht ohne Begleitung sein. Die beiden Kinder des braven Köhlers da oben im Walde haben mich schon im vorigen Sommer fleißig besucht, und sie sehnen sich nach dem Augen-

blicke, an dem sie wieder ihre tägliche Pilgerschaft beginnen können. Heute habe ich ihnen gesagt, daß ich sie morgen wieder erwarte: Laßt nun Emma mit ihnen gehen! Ihr dürft unbesorgt sein; sie kann von ihnen nur Gutes lernen!"

Jetzt sprang Emma mit weit vorgestreckten Armen den Garten herein, reichte dem Greise ihre gesammelten Schätze, und fragte: „Wachsen bei Dir auch so schöne Blumen?" „Wohl noch schönere, versetzte Antonius." „O so laß mich mit Dir gehen, rief die entzückte Kleine, und zeige mir Deine schönen Blumen." „Heute nicht, aber morgen darfst du zu mir kommen; dann sollst du auch ein Buch erhalten und darin lesen lernen." Da hüpfte Emma freudig im Kreise herum und rief wiederholt: „Ich werde schöne Blumen sehen, ich werde lesen lernen!"

Nachdem Antonius mit den wackern Müllersleuten sich noch über Manches unterredet hatte, nahm er von Allen herzlichen Abschied und begab sich, von Gottfried eine Strecke begleitet, auf den Heimweg.

5.

Die Ueberschwemmung.



Sechsmal hatten die Jahreszeiten ihren Kreislauf wiederholt, seitdem die verlassene Emma im stillen Thälchen eine friedliche Heimat gefunden hatte, wo sie sich an Geist und Körper als die lieblichste Blume entfaltete. Abermals schlummerte die Erde unter der Hülle des Winters. Dichter

aber als je lag dießmal die ungeheure Masse des Schnees, unter dessen Last hundertjährige Tannen sich ächzend bückten. Schon hatte die zweite Hälfte des Monats März begonnen, und noch ruhte die ganze Natur im tiefen Todesschlafe. Da erhob sich plötzlich an einem heitern Morgen aus Süden her ein Wind, so warm wie der Hauch eines fernen Glutofens. Die herabgebeugten Aeste entwanden sich der kalten Umarmung und die schwarzen Riesen der Bergabhänge schauten nun stolz herab auf die zu ihren Füssen zerrinnende Bürde. Die Räder der Mühle entkleideten sich unter Gerassel ihres krystallenen Gewandes und drehten sich wieder lustig in gewohnten Kreisen, indem sie einen Regen von funkelnden Diamanten in die blaue Luft schleuderten. Wie freuten sich Alle über diese Vorboten des nahenden Frühlings. Emma jauchzte laut auf und jubelte: „O nun kommen bald meine lieben Blümlein, wie gute alte Bekannte aus der Fremde zurück, ich werde wieder lustig singen in Feld und Wald; ich werde wieder zu Vater Antonius gehen um noch mehr von ihm zu lernen!“ —

Gegen Abend jedoch umzog ein schauerliches Gewölk den ganzen Gesichtskreis. Schwere Nebelgebirge senkten ihre umgestürzten Kegel fast bis zum Thalgrunde nieder; ihre Schleusen öffneten sich, und in gewaltigen, brausenden Strömen stürzte eine Regenfluth herab, die Alles zu verderben drohte und das Thal in finstere Nacht verhüllte.

Auf Anordnung des Müllers mußten alle Hausgenossen, die nicht in der Mühle beschäftiget waren, sich in der Wohnstube versammeln. Aber heute durfte die knurrende Spindel nicht die feierliche Stille unterbrechen. Emma, der Liebling des ganzen Hauses, sollte auf des

Müllers Geheiß aus einem Andachtsbuche den Versammelten vorlesen. Alle hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die trostreichen Lehren, in' die angenehmen, rührenden Tönen zu ihren Herzen drangen. Der für diesen Abend gewählte Abschnitt handelte vom Vertrauen auf Gott, und war so recht dazu geeignet, den Muth zu beleben, um dem, was Gott verhängt, furchtlos entgegen zu gehen. Eine besondere Ahnung schien den Müller zu dieser Wahl veranlaßt zu haben. Man konnte in seinen Zügen deutlich das Vorgefühl eines nahenden Unglückes lesen. Er war so ungewöhnlich ernst und blickte Alle mit einer so unaussprechlichen Besorgniß an, daß ihnen dabei ganz unheimlich zu Muthe wurde. Dennoch getrauten sie sich nicht, ihn zu fragen, und er konnte sich auch nicht entschließen, durch Mittheilung sein gepreßtes Herz zu erleichtern. Man sah in seinen Zügen den Kampf seiner Seele; man sah, wie er sich bemühte, die bangen Gefühle zu unterdrücken, und wie sie mit erneuter Heftigkeit wieder auftauchten, besonders wenn der rasende Sturm den Regenstrom mit größerer Gewalt an die geschlossenen Fensterläden peitschte. Bei jeder Pause trat er unter die Hausthüre und starrte hinein in die undurchdringliche Finsterniß, als wollte er sie mit seinen Augen durchbohren, um irgend einen lichten Rettungspunkt zu erblicken. Er kehrte aber jedesmal mit gesteigerter Angst zurück. Endlich war das Kapitel zu Ende gelesen, und Emma schloß mit bewegtem, nachdrucksvollem Tone:

Herr! meine Seele zaget nicht
In Sturmes Nacht und Grauen;
Wenn unter mir die Erde bricht,
Nicht wanket mein Vertrauen!

Dein starker Arm regiert die Welt;
Er ist's auch, der mich trägt und hält
Und schützet in Gefahren.

Amen, sprachen die Uebrigen, und Gottfried athmete, sichtlich erleichtert, wieder freier. In demselben Augenblicke hörte man hoch in den Lüften ein leises Krachen, das aber, mit der Schnelligkeit des Sturmes näher rollend, sich zu betäubenden Donnerschlägen verstärkte. Es war nicht anders, als wollte der ganze Erdball in Stücke zerbrechen. Die Grundfesten des Gebäudes wurden erschüttert, die Thüren sprangen auf, die Fenster zitterten und klirrten, und die leichten Schindel des Daches rasten in wildem Geklapper durch die Luft. Alle fuhren erschrocken auf und hielten in Todesangst einander fest umklammert, die letzten Augenblicke des Lebens erwartend. Es wurde ihnen jedoch kein Härlein gekrümmt, das brüllende Getöse verstummte, und sie warfen sich auf ihre Knie, um Gott für die abgewendete Gefahr zu danken. „Gott sei gelobt!" rief Gottfried, „es ist vorüber, was ich so ängstlich fürchtete."

„Die losen Felsentrümmer am Abhange des Berges hinter unserer Mühle flößten mir immer Besorgniß ein. Ein kleiner Schneeball, der sich im Herabwälzen zum riesigen Knäuel vergrößert, konnte sie bei plötzlich eingetretenem Thauwetter in das Thal herabschleudern. Aber sie waren zu weit entfernt, als daß sie unser Haus und unsere Mühle berühren konnten. Es ist mir daher unbegreiflich, warum mich vorhin eine so unnennbare Angst erfüllte. Immer war es mir, als sagte eine geheime Stimme, daß das gefürchtete Ereigniß eintreffen und uns ins Verderben stürzen werde. Ich wollte Euch die Ursache

meiner Bekümmerniß nicht mittheilen, weil ich mir selbst immer zurufen mußte, daß meine Furcht ungegründet sei."

„Laß uns deßhalb nicht frohlocken," entgegnete Martha. „Ahnungen, sagt Vater Antonius, sollen wir als einen Fingerzeig Gottes betrachten, wodurch wir aufgefordert werden, uns mit Standhaftigkeit zu waffnen. Wer weiß, ob die Gefahr jetzt schon vorüber ist." Sie wollte noch reden, als ein Mühlknecht athemlos hereinstürzte: „Wir sind verloren," rief er; „die Mühlräder drehen sich nicht mehr, das Wasser hat sich gestaut; es dringt von der Schlucht herauf; der Mühlboden ist damit schon bedeckt!"

Gottfried, noch vor Kurzem so zaghaft, hatte jetzt im Augenblicke der Gefahr seine volle Geistesgegenwart, die er in schwierigen Fällen schon oft bewiesen. Er übersah sogleich die Größe des Unglückes. „Die Schlucht ist verschüttet, sprach er; der Strom hat keinen Ausweg. Wir müssen fliehen, augenblicklich fliehen; eine andere Rettung ist nicht möglich. Ihr Mägde treibt das Vieh auf die Höhen; Knechte, spannt die Rappen vor dem großen Heuwagen! Laßt uns retten, so lange uns Gott noch Zeit schenkt." Unter Weinen und Klagegeschrei griff man nun nach Allem, was sich bewegen und tragen ließ. Emma vergaß nicht, das werthvolle Kästchen in Sicherheit zu bringen. Ehe eine halbe Stunde verstrichen war, trabten die kräftigen Rosse mit hochgeladenem Wagen schon den Hügel hinauf. Es war aber auch die höchste Zeit; denn schon drangen die Wogen in das Erdgeschoß. Zum Glück hatte der obere Stock von der hintern Seite einen Ausgang nach dem Hügel, wodurch es gelang, noch mehrere werthvolle Gegenstände zu retten. Allein auch hier war kein Verweilen; denn das empörte Element wuchs mit

rasender Geschwindigkeit und drohte das Gebäude in Trümmer zu zerschellen. Der Gipfel des Hügels allein bot eine sichere Zufluchtsstätte. Dorthin flüchteten sich die unglücklichen Menschen, und schauten mit thränenschweren Augen die grauenvolle Verwüstung, welche der aufgehende Mond durch die Risse der Wolken mit seinem blassen Schimmer beleuchtete. Es war ein grausenerregendes Bild. Hunderte von Gießbächen, durch den schmelzenden Schnee erzeugt, donnerten die Bergseiten herab. Das ganze, sonst so friedliche Thal erfüllten die schäumenden Wogen, die im rastlosen Wirbel ohne Unterlaß sich verfolgten, hier sich im Schatten der fliehenden Wolken verbargen, dort das glitzernde Mondlicht in Millionen Funken zerstiebten. Bretter und Balken, die Reste der bereits zerstörten Mühle, tauchten in der trüben Fluth auf und nieder. Jetzt gesellten sich mehrere zusammen und drangen wie im Sturmlaufe gegen das Wohnhaus, dessen Dach noch aus dem Wasser hervorragte. Ein gewaltiger Stoß, und krachend zerborst das wankende Gebäude, und seine Trümmer tanzten mit den andern den schauerlichen Reigen. Ein Schrei des Entsetzens weckte das tausendstimmige Echo in den Felsenklüften und scheuchte die klagende Eule aus ihrem Verstecke. Martha sank erschöpft auf den durchnäßten Boden, den Kopf auf einen abgehauenen Baumstamm stützend. Emma schmiegte sich zitternd an ihre theuere Pflegemutter. Neben beiden lag Gottfried auf den Knieen, die Arme hoch gegen den Himmel ausgestreckt. Die Dienstboten standen schluchzend im Kreise herum. Alle schwiegen. —

Endlich ermannte sich Gottfried. Hier ist kein Bleiben mehr für uns, sprach er; wir müssen fort. Martin, eile

voraus, melde dem braven Köhler Klaus unser Unglück; wir folgen dir. Vielleicht bringen wir dort aus Balken, Brettern und Tannenästen ein nothdürftiges Obdach zu Stande.

Das war ein trauriger Zug; voraus die Mägde mit den brüllenden Kühen, hinter ihnen der hochbeladene Wagen und die Knechte, zuletzt der Müller und die Müllerin mit dem schluchzenden Mädchen. Alle keuchten unter der Last schwerer Bündel und schleppten sich mühsam weiter, da sie bei jedem Schritte tief in den schmelzenden Schnee sanken.

Nach einer halben Stunde hatten sie die dampfenden Mailer erreicht. Klaus mit seinem braven Weibe war ihnen entgegen geeilt. Die gute Köhlerin schüttelte treuherzig der Müllerin die Hand; aber sie war nicht im Stande, ihr Mitleid mit Worten auszudrücken; Thränen erstickten ihre Stimme. Sie nahm der trauernden Martha den Bündel vom Kopfe und geleitete sie mit Emma zu ihrem Häuschen, vor welchem ihre guten Kinder, Martin und Maria, Emmas treue Gefährten, die Ankommenden erwarteten. Auch sie weinten bitterlich und führten die Schwergeprüften in das einzige reinliche Stübchen, das sie nie mit rußigen Kleidern betreten durften. Dort entledigten sich Martha und Emma der nassen Strümpfe und Schuhe; aber von den Betten, die der besorgte Gottfried dahin bringen ließ, machten sie keinen Gebrauch. Sie fühlten keinen Schlaf, wohl aber ein anderes Bedürfniß, nämlich die Gefühle ihres Herzens vor Gott zu ergießen, ihm für die Rettung ihres Lebens zu danken, und ihn um Kraft zu bitten zur Ertragung der Beschwerden, die ihrer noch harrten. Während beide auf den Knieen lagen, erschallten kräftige Axtschläge durch den Wald, und als der milde Strahl

der aufgehenden Frühlingssonne das Herz der Unglückli-chen wieder mit himmlischen Troste erquickte, standen schon zwischen kräftigen Baumstämmen zwei geräumige Hütten bereit, groß genug, um auf einige Zeit einen dürftigen Schutz zu gewähren. Die eine war zur Aufnahme der Kühe und Pferde bestimmt; in der andern wurden die geretteten Gegenstände untergebracht; auch bot sie noch einen nothdürftigen Raum für die Knechte. Die Mägde konnten sich auf dem Heuboden des Köhlers für die kommende Nacht ein Lager bereiten. — So war also für die ersten dringenden Bedürfnisse gesorgt.

Die Arbeitenden hatten bis jetzt weder Hunger noch Müdigkeit gefühlt; nun machte aber die Natur ihre Rechte geltend, Aexte und Hämmer entsanken den ermattenden Händen und Alle sehnten sich nach Labung.

Diese Labung sollte ihnen aber auch sogleich zu Theil werden; denn die brave Köhlerin hatte bereits einen kräftigen Brei aus Habergrütze gekocht. Nachdem sie sich durch den Genuß desselben gestärkt fühlten, eilten sie nach dem traurigen Orte der Verwüstung. Bange Gefühle durchwühlten auf dem Wege dahin ihre Brust. Wird wohl das Wasser sich einen Durchgang gebrochen haben? Werden noch einige Reste der Gebäude stehen? Wird das Wehr im Strome, wodurch der Bach zur Mühle geleitet wird, nicht zerstört sein? Hat das wilde Gewässer den Thalgrund etwa dicht mit Gerölle überdeckt und zur Bebauung untauglich gemacht? Solche Fragen drängten abwechselnd sich ihnen auf, bis sie mit beflügelten Schritten die Unglücksstätte erreichten. Welche Erscheinung bot sich daselbst ihren Blicken dar! Das ganze, ehedem so einladende Thal, war in einen See verwandelt, der so ruhig da lag, als hätte er

sich schon vor Jahrtausenden in diesen Kessel gebettet. Das Wasser hatte über die verschüttete Stelle hin einen Abzug gefunden und bildete jenseits einen rauschenden Wasserfall. Reisende, die ihn heut zu Tage bewundern, und gleich darauf ihr Auge an dem azurblauen See weiden, ahnen wohl nicht, daß dieser die friedliche Wohnstätte bedeckt, in welcher glückliche Menschen ein Gott angenehmes Leben führten.

Jetzt erst sahen die guten Leute die ganze Größe ihres Unglückes ein. Menschenhände vermochten hier nicht mehr zu ändern, was die Natur für die Dauer des Erdballes fest gedämmt hatte. Es war hier nichts mehr zu retten, als eine Menge an das Gestade des neuen Sees getriebener Bretter und Balken, die man mittels Haken ins Trockene brachte. Diese Ueberbleibsel dienten wenigstens dazu, die beiden Hütten mit dichteren Wänden und Dächern zu versehen, da die aus Tannenästen zusammengefügten nicht für lange Zeit dem Winde und dem Regen hätten Widerstand leisten können. Unter dieser Arbeit verstrichen ein paar Tage. Das Wetter war ungemein schön und mild; die Sonne lachte freundlich herab vom blauen Himmel; die Luft wehte lau und angenehm, und die munteren Vögelein wiegten sich auf den schlanken Aesten und sangen Freude in die Brust des Menschen.

Der Schnee hatte sich in die schattigsten Stellen des Waldes versteckt; an freien Stellen war die Erde bereits trocken; ja an südlichen Abhängen drangen die silbernen Schneeglöcklein schon aus dem Schooße der Erde und schauten recht anmuthig in die ihnen noch unbekannte neue Welt. — Emma betrachtete sie mit Wehmuth, und ihre Thränen strahlten wie Perlen auf den ersten Kindern des

Frühlings. „Wie seid ihr so glücklich, ihr holden Blümlein, seufzte sie; euch drückt keine Sorge; ihr trinket mit Lust den erfrischenden Thau des Himmels, und schauet ungetrübt hinauf zur goldenen Sonne, die euch erwärmt und sich im blendenden Weiß eures Gewandes spiegelt. — Aber wer ist es, der euch nähret und kleidet? Ist es nicht derselbe Gott, der uns mit so bitterem Leiden heimgesucht hat? Sollte er euch, die ihr ihn nicht kennt, lieber haben als uns, seine Kinder, die er nach seinem Ebenbilde erschaffen, die sein Eingeborner so theuer erkauft hat? Nein! der den Vögelein Speise verschafft und die Blümlein so schön kleidet; er wird auch uns nicht verlassen. Er hat mich schon einmal von dem nahen Tode errettet und durch mich meine gute Mutter getröstet; Er wird uns auch aus diesem Elende einer frohen Zukunft entgegen führen. Ich will nicht wanken in meinem Vertrauen. — Kommt, laßt euch pflücken, ihr meine trauten Gespielen; ich will euch der Mutter bringen und zu ihr sagen: Sieh diese lieblichen Blumen! wie schön ist ihr Gewand! Sie nähen nicht; sie spinnen nicht, und dennoch sind sie schöner gekleidet, als Salomon, in all seiner Pracht und Herrlichkeit. Wenn nun Gott das Gras auf den Wiesen, das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird, so schön kleidet, um wie viel mehr wird er für euch sorgen, ihr Kleingläubigen! Diese Worte unseres lieben Heilandes werden ihren gesunkenen Muth wieder aufrichten und Trost in ihre bekümmerte Seele gießen. — Schon streckte sie ihre Hand aus, um nach den lieben Blumen zu greifen. Da hielt sie plötzlich wieder inne. Nein, sprach sie, ich will euch nicht pflücken! ich will euch euer kurzes Dasein nicht rauben; ihr könntet mich anklagen bei dem,

der euch zu unserer Freude hervorgerufen hat. Aber ich will die Mutter zu euch herführen. Hier soll sie eure Sprache vernehmen und sich stärken im Anblicke eurer Schönheit.“ Als sie sich umwendete, stand Martha vor ihr. Sie lächelte vergnügt, und schloß das gute Kind, dessen Selbstgespräch wie Balsam in ihr Herz geflossen war, entzückt in ihre Arme. Komm, mein Kind, sprach sie: Der Vater will uns auf einige Zeit verlassen; wir müssen Abschied von ihm nehmen.

Gottfried hatte alle seine Dienstboten um sich versammelt und sprach als liebreicher Hausvater zu ihnen:

„Ihr habt mir bisher treu und redlich gedient; ihr waret Alle gern in meinem Hause, und Keines würde mich verlassen haben, außer es hätte anderswo eine bleibende Versorgung gefunden. Nun ist aber Alles anders geworden; ich kann euch für die Zukunft weder Beschäftigung verschaffen noch einen Lohn verabreichen. — Wir müssen uns trennen. Doch wünsche ich, daß ihr euch noch so lange hier aufhaltet, bis ich von einer Reise zurückkomme, und inzwischen mir einen Theil meiner großen Schuld abtragen helfet. Ihr wisset, wie viel wir dem braven Köhler und seinem wackern Weibe zu verdanken haben; wie freundlich sie uns aufnahmen und Alles brüderlich mit uns theilten. Seid den guten Leuten bei ihrer Arbeit behilflich; machet, daß der Holzvorrath sich vermehret und geht ihnen bei Anlegung mehrerer Mailer an die Hand. —

Ich reise nach Waldenburg und suche, daß ein Jugendfreund, der dort eine große Mühle besitzt, mir Beschäftigung anweiset. Ich bin noch rüstig und kann arbeiten; mit Gottes Hülfe werde ich mir so viel verdienen,

daß wir Drei bei Genügsamkeit zufrieden leben können. Sobald ich hierüber Gewißheit erhalten habe, fuhr er fort, indem er sich zu Martha und Emma wandte, kehre ich wieder hieher zurück, und hole euch, dich liebes Weib und dich gute Emma ab, und wir verlassen für immer eine Gegend, wo das Glück unsers Lebens begraben liegt. Martha reichte ihm schluchzend die Hand, und Emma schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte weinend: „Gottes Engel begleite dich und bringe dich gesund wieder zurück. Wir folgen dir dann, wohin du uns führen willst.“ Gottfried ergriff nun den Wanderstab und verschwand hinter dem Gebüsche.

Die guten Dienstboten thaten redlich, was ihnen Gottfried geheißen hatte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend gönnten sie sich keine Ruhe, und Gott segnete sichtbar das Werk ihrer Hände. Martha half der wackern Köhlerin mit unermüdlicher Thätigkeit bei der Arbeit, und Emma trat am Tage, nachdem der Müller abgereist war, mit ihren treuen Gefährten ihre Wanderung nach der friedlichen Wohnung ihres geliebten Lehrers an, aber nicht mehr mit dem frohen Gefühle wie ehemals. Die schönen Blumen am Wege stimmten ihr Herz nicht mehr zur Freude; die klaren Thautröpflein in ihren zarten Kelchen, die ihr sonst der kostbarste Schmuck von Perlen und Edelsteinen zu sein schienen, hatten sich jetzt für sie in Thränen verwandelt, welche die jugendlichen Geschöpfe vergossen aus Mitleid mit ihrem beklagenswerthen Schicksale. Selbst der Gesang der muntern Vögel tönte in ihrem Ohre wie ein Klagelied. So erreichte sie schweigend den Hügel, den sie sonst leicht wie ein Gemslein hinauf hüpfte, jetzt aber sichtbar ermattet, in langsamen

Schritten bestieg. Die Gewißheit des nahen Abschiedes und der Gedanke an das traurige Loos, das ihren Pflegeeltern bevorstand, hatte ihre Kraft gelähmt und Traurigkeit in ihr Herz gegossen. Sie, die noch gestern in kindlicher Einfalt heilenden Balsam in das wunde Mutterherz träufeln konnte, fand heute für die eigene Seele keinen Trost.

Vater Antonius hatte sie schon mehrere Tage erwartet und harrte auch heute ihrer Ankunft. Nicht ohne Befremden gewahrte er den auffallenden Unterschied in ihren Bewegungen. Auch die beiden Kinder des Köhlers schlichen langsam hinter dem trauernden Mädchen einher. Antonius ahnete sogleich ein Unglück.

„Gott," sprach er, „wie verändert führst Du mir meine lieben Zöglinge zu? Krank sind sie wohl nicht; sonst wären sie nicht auf dem Wege zu mir. Aber ein schwerer Kummer drückt sie nieder und beraubt sie der frohen Regungen des Lebens. Deine Hand muß sie mit einer schweren Prüfung heimgesucht haben. Gib mir Kraft, daß mein Wort wieder Trost in ihre reinen Herzen gieße, und laß mich Mittel finden, sie zu beruhigen."

Es drängte den guten Vater, recht bald Theil zu nehmen, an der Betrübniß seiner theuern Zöglinge. Deßhalb stieg er die steilen Stufen hinab den traurigen Kindern entgegen.

„Was fehlt dir, gutes Kind?" fragte er die voranschreitende Emma. Sie schaute zu ihm empor, und ihr nasser, wehmüthiger Blick drang tief in die Seele des gefühlvollen Mannes. Schweigend küßte sie seine Hand und badete dieselbe in ihren heißen Thränen. Auch Antonius schwieg, und lautlos erreichten sie den Gipfel des Hügels. Oben angelangt, wiederholte Antonius in stei-

gender Besorgniß seine vorige Frage. Emma war aber vor heftigem Schluchzen noch immer nicht im Stande, eine Antwort über ihre blassen Lippen zu bringen. Da nahm Martin das Wort und begann:

„Ach, ehrwürdiger Vater, unsere Emma und ihre guten Eltern, sie sind recht unglücklich. Sie haben Alles verloren; sie haben keine Heimat mehr. Ihr schönes Haus, ihre Mühle, der Garten — Alles ist zerstört; das ganze freundliche Thal bedeckt ein tiefer See."

„Was ist denn geschehen," fragte Antonius in höchster Spannung.

„O ihr wißt noch nicht das Schreckliche," fuhr Martin fort; „erinnert Ihr Euch jener fürchterlichen Nacht vor wenigen Tagen, wie die Regenfluth in Strömen niederbrauste, wie der Sturm durch die Klüfte und Schluchten heulte und die stärksten Bäume wie schwache Halme zersplitterte. Das war ein entsetzliches Krachen im Walde; wir glaubten, die ganze Welt gehe zu Grunde und der jüngste Tag sei im Anzuge. Unsere Angst kann ich Euch nicht beschreiben; wir weinten und beteten und schrien zu Gott um Hilfe. Vier volle Stunden wüthete der verheerende Orkan. Endlich hatte er ausgetobt und wir wagten es, unser Nachtlager aufzusuchen, um im Schlafe uns von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen. Aber noch hatten wir kein Auge geschlossen, als wir den Ruf der Mutter vernahmen: „„Kinder steht auf und zieht euch schnell an; der Müller Gottfried mit allen seinen Leuten sucht bei uns eine Zufluchtsstätte; es muß sich ein großes Unglück ereignet haben.""

Und nun erzählte er mit rührender Einfachheit, was sich bis zur Abreise des Müllers zugetragen hatte. Die

Thränen flossen während seiner Erzählung reichlich über die Wangen der beiden Mädchen; auch in den Augen des ehrwürdigen Vaters verkündeten zwei große Perlen das Mitgefühl des theilnehmenden Mannes. Sobald Martin geendet hatte, ergriff Antonius die Hand der bekümmerten Emma und suchte das gebrochene Herz mit himmlischem Troste und mit Vertrauen auf Gott zu erfüllen.

„Erinnere dich," sprach er unter Anderm, „wie oft ich euch ermahnte, Nichts auf dieser Erde als Eigenthum zu betrachten. Wir sind hier Fremdlinge und haben nur geliehenes Gut. Sobald es der Herr zurückfordert, müssen wir uns willig davon trennen. Es ist zwar schwer, Alles, was uns lieb und theuer ist, und woran wir mit Leib und Seele hängen, oft plötzlich verlassen zu müssen, ja das arme Herz möchte brechen, wenn das unerbittliche Schicksal uns oft kaum mehr ein Plätzchen gönnt, wohin wir das müde Haupt zur Ruhe legen können; wir sind nicht im Stande so herbe Schläge mit Gleichmuth zu ertragen, wir müssen weinen und jammern, und Gott, der die menschliche Schwäche kennt, wird unsere Thränen uns nicht zur Sünde anrechnen; aber verzagen dürfen wir deßhalb nicht, und das Vertrauen auf Gott muß unerschüttert stehen. — Gerade die kurze Dauer und die Vergänglichkeit alles Irdischen muß unser Herz mit einer andern Sehnsucht erfüllen, mit einer Sehnsucht, die es fest klammert an jene Schätze, die weder Rost noch Motten verzehren können. Dabei dürfen wir auch nicht vergessen, wie leicht es dem guten Gott ist, uns tausendfach auch hier auf Erden schon zu ersetzen, was uns auf kurze Zeit entrissen war, und daß es ihm an Mitteln nicht fehle, dich und deine guten Pflegeeltern noch recht glücklich zu

machen. Trocne also deine Thränen und höre auf zu klagen; denn so viel du auch Ursache hast, dich zu betrüben, so hast du doch noch mehr, dich zu freuen und Gott zu danken. Sieh! er hat euch bei der größten Gefahr so väterlich beschützt und euch alle am Leben erhalten, und er, der nicht einmal ein Härlein auf euerm Haupte krümmen ließ, wird dich und deine Eltern eine neue Heimat und hinreichenden Unterhalt finden lassen."

„Glaubet nicht, daß ich Eure Lehren vergessen habe," erwiederte jetzt Emma mit schwacher Stimme; „mein Vertrauen auf Gott ist durch das große Unglück nicht erschüttert worden. Ich weiß es, wie liebreich er für alle seine Geschöpfe sorgt, wie er mich selbst schon einmal dem Tode entrissen hat, und doch kann ich meine Traurigkeit nicht unterdrücken und meine Thränen nicht zurückhalten. Ach! wer wird mich in Zukunft unterweisen und zur Tugend und Gottesfurcht leiten? O, Vater Antonius! ich werde Euer Angesicht nicht mehr sehen, Eure trostreichen Lehren nicht mehr vernehmen. Wir werden weit von hier fortziehen, in eine ferne Stadt, und dort" — ein Schluchzen, so heftig, als wollte es ihr mit jedem Athemzuge das Herz abdrücken, unterbrach jetzt ihre Rede — „und dort," fuhr sie nach einer langen Pause wieder fort, „dort soll mein guter Vater arbeiten wie ein Knecht, und ich, ich kann nichts verdienen, ich kann das Elend meiner Eltern nicht erleichtern; die Sorge für mich wird nur ihren Kummer vermehren."

„Gutes Kind," erwiederte Antonius, „deine Betrübniß kommt aus einem edlen Herzen, sie wird Gott wohlgefallen, und darum wird er dir auch beistehen mit seiner Gnade; er wird dich und deine Eltern gewiß noch mit

vielen Freuden überhäufen. Auch deine Sehnsucht nach Unterweisung wird befriediget werden; denn hiezu gibt es in der Stadt mehr Gelegenheit als auf dem Lande. Du kannst dort verschiedene weibliche Handarbeiten erlernen, wodurch es dir möglich wird, manchen Kreuzer für Dich und deine Eltern zu verdienen. Ich werde dich heute nach der Wohnung des Köhlers begleiten und mit deiner Mutter das Nähere darüber berathen."

Nachdem Antonius sich kurz überzeugt, was die Kinder während des Winters für ihre Fortbildung gethan, und diese ihr Mittagsbrod verzehrt hatten, machte er sich mit ihnen auf den Weg. Martha bemerkte ihn schon in einiger Entfernung. Sein Anblick belebte sie mit neuem Muthe, und obwohl ihre Augen in Thränen schwammen, malte sich doch in ihren Mienen ein sanftes Lächeln und der Ausdruck inniger Zuversicht, indem sie ihm vertrauensvoll die Hand reichte. Sie täuschte sich nicht in ihrer Erwartung. Dem frommen Greise gelang es bald, ihren gesunkenen Muth zu heben und ihre Gedanken von der trüben Vergangenheit abzuleiten und ihre Seele mit Plänen für die Zukunft zu beschäftigen, wodurch am sichersten die traurigen Erinnerungen verscheucht werden. Nach seinem Rathe sollten Martha und Gottfried durch seine Vermittelung von den geretteten Gegenständen die entbehrlichen an die Bauern des benachbarten Dorfes verkaufen, mit den unentbehrlichen aber den Wagen beladen und sie mit nach der Stadt nehmen. Dort werden sich für Pferde und Wagen wohl Käufer finden, die ihnen dafür so viel bezahlen, daß sie aus dem Erlös eine kleine Haushaltung einrichten und einen Sparpfennig für die Tage noch größerer Noth, die aber Gott verhüten wolle,

zurücklegen können. Auch versprach er, Ihnen einen Brief mitzugeben an einen Geistlichen, der ihr Tröster und Rathgeber sein werde, und dem für die fernere Unterweisung der lerneifrigen Emma Mittel zu Gebote stehen.

Wie an einem trüben Novembertage die liebliche Sonne manchmal das dichte Gewölke durchbricht, so lachte plötzlich ein Strahl der Freude aus den mit Schwermuth umschatteten Augen des Mädchens, als sie die letzten Worte des liebreichen Mannes vernahm. Sie küßte ihm gerührt die Hand und begleitete ihn bei seiner Rückkehr, mit frohen Hoffnungen erfüllt, ein Stück Weges.

Kurze Zeit darauf kehrte Gottfried zurück. Er hatte seine Absicht vollkommen erreicht, und nun beeilte er sich, in Allem der Anleitung des verständigen Priesters nachzukommen. Dem braven Köhler überließ er zum Beweise seiner Dankbarkeit die wenigen Grundstücke am Saume des Hügels, die das Wasser nicht verschlungen hatte.

Schon war der letzte Tag vor der Abreise angebrochen. Die milde Frühlingssonne blickte freundlich vom blauen Himmelsgewölbe, und in ihrem belebenden Strahle funkelte das vergoldete Kreuz auf dem Thürmchen des blendendweißen Wallfahrtskirchleins, das sich im Spiegel des klaren Teiches beschaute. Da erklangen die Silbertöne eines Glöckleins im engen Thälchen und kehrten mit verstärkter Kraft von den nahen Bergen zurück. Sie luden zur heiligen Andacht, und wie durch einen Zauberruf hervorgelockt, erschienen plötzlich am Fuße des Hügels drei fromme Wallfahrer — ein Mann, eine Frau und ein Mädchen. Mit aufgehobenen Händen, zwischen den Fingern den Rosenkranz haltend, betraten sie laut betend die Stufen. Ihr Gebet war aber weit entfernt von dem

gedankenlosen Geleier auswendig gelernter Formeln, Ton und Geberde sowohl als der Ausdruck in ihren Gesichtern verkündeten die glühende Andacht ihrer Seele. Oben lenkten sie ihre Schritte sogleich dem Kirchlein zu, um dort ihr Herz vor Gott zu ergießen, und sich durch den Empfang der heil. Sakramente zur Ertragung fernerer Drangsale zu stärken. Ganz zerknirscht lagen sie, während Antonius das Opfer des neuen Bundes Gott dem Allmächtigen darbrachte, an den Stufen des Altares und empfingen zuletzt aus den Händen des ehrwürdigen Priesters das Brod des Lebens. Getröstet, ermuthigt und gefaßt auf den schmerzlichen Augenblick der Trennung, sammelten sie sich nach gepflogener Andacht unter der frischbelaubten Linde um ihren gemeindschaftlichen Freund, Lehrer und Rathgeber, und senkten die väterlichen Worte des Greises tief in die Seele als eine sichere Schutzwehr gegen Kleinmuth in Leiden und Widerwärtigkeiten, die ihnen noch bevorstehen konnten. Endlich sprach Antonius:

„Wir müssen uns trennen. Ziehet hin, und Gottes Friede sei mit Euch; dort oben sehen wir uns wieder." Bei diesen Worten warfen sich alle drei auf ihre Knie und Antonius segnete sie.

Emma faßte noch einmal die Hand ihres theuern Lehrers und benetzte sie mit ihren Thränen; blieb aber, wie an den Boden gefesselt mit gesenktem Haupte unbeweglich stehen, bis ihre Pflegeeltern ihr unter die Arme griffen und sie mit sanfter Gewalt fortführten.

Der Abschied von der braven Köhlerfamilie war minderschmerzlich, da sich Alle mit der Hoffnung des Wiedersehens trösteten.

6.

Das Kloster.



Zum fünften Male hatte die Erde ihren Brautschmuck angezogen, seitdem Gottfried mit den Seinigen durch jenes furchtbare Naturereigniß aus seinem stillen Thälchen vertrieben wurde. Laue Lüftchen kosten wieder mit den lieblichen Blüthen, und die zarten neugebornen

Blättlein lispelten einander geheimnißvoll ihren freundlichen Gruß entgegen. Tausend und abermal tausend Aeuglein blickten von der jugendlichen Wiese hinauf zu jenem strahlenden Lichte, das sie aus dem dunklen Schoß der Erde hervor in das Dasein gezogen hatte. Und obwohl das wundervolle Licht raschen Schrittes auf seiner Bahn dahineilte, sie folgten ihm mit weitgeöffneten Wimpern und ließen sich nicht blenden von dem blitzenden Glanze. Hoch oben im weiten Dome der Natur, unter dem azurnen Gewölbe trillerte wieder die Lerche, um gleichsam recht nahe an den Pforten des Himmels ihren Lobgesang ertönen zu lassen.

Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingsmorgen. Die Natur selbst feierte das Fest ihrer Wiedergeburt. Mit unwiderstehlichem Zauber bemächtigte sie sich aller Herzen, die es mit ihrem Schöpfer nicht verdorben hatten, und wer nur konnte, drängte sich hinaus in ihren heiligen Tempel, und die Städter verließen ihre frostigen Strassen und erquickten sich in dem duftenden Odem der neuerwachten Schöpfung. — So war es auch in Waldenburg. Die ganze Stadt war vor den Thoren und that sich gütlich und freute sich des Lebens. Doch als der Schall der Mittagsglocke die Lustwandelnden an ihre reichbesetzten Tafeln erinnerte, verlor sich allmählich das Gewirre der in stattlichen Gewändern prangenden Menge, und ein anderer Auftritt erfolgte.

Arme Mütterchen, auf deren Scheitel sich schon ein unvertilgbarer Winter gelagert hatte, theils geführt von zarten Mädchen mit blassen Gesichtern, theils ohne Begleiterin an einem Stabe dahinwankend, mitunter auch einzelne Mädchen, lenkten ihre Schritte nach einem mit

reinlichem Kiese bestreuten und mit blühenden Kirschbäumen besetzten Wege. Obwohl ihre ärmliche Kleidung den äußersten Mangel an irdischen Glücksgütern verrieth, so leuchtete doch aus ihren heitern Mienen eine himmlische Zufriedenheit, und hätte man allein in ihren Blicken gelesen, so wäre man geneigt gewesen, sie für eben so glücklich zu halten, wie diejenigen sich dünken mochten, die zu dieser Zeit um die dampfenden Schüsseln sich gelagert hatten. Man sah es ihnen an, daß sie nach einem Ziele eilten, wo nicht blos ihre Körbchen mit einer zeitlichen Gabe gefüllt, sondern wo auch Trost in ihre armen Herzen gegossen werden sollte. — Ein ältlicher, vornehm gekleideter Herr mit einer kränklichen Dame am Arme, wahrscheinlich blos durch Neugierde angelockt, folgte in einiger Entfernung dem Zuge.

Gerade hin durch die Allee fiel der Blick auf das ansehnliche Portal einer Kirche, deren spitzige Thürme mit ihren blitzenden Kreuzen sich hoch in die blaue Luft streckten. Massive Mauern liefen von beiden Thürmen aus und umschlossen mehrere Gebäude, worin himmlischer Friede seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte; denn fromme Frauen lebten hier in stiller Entsagung dem Dienste Gottes und der leidenden Menschheit. Sie durften zwar nicht mehr über die geheiligte Schwelle in das geräuschvolle Leben der Welt zurückkehren; aber durch ihre emsigen Schwestern sendeten sie Trost und Hilfe in die Hütten der Verlassenen, und in ihrem Kloster erzogen und unterrichteten sie mit mütterlicher Milde die Mädchen, die ihrer Obhut anvertraut waren. Von den reichen Einkünften des Klosters verwendeten sie nur wenig zu den allernöthigsten Lebensbedürfnissen; alles Uebrige war dem

Wohle der Armen gewidmet. So versahen sie täglich eine große Anzahl der Nothleidenden zur Mittagszeit mit nahrhafter Kost, die zur bestimmten Stunde abgeholt werden konnte. Eben jetzt war die diesem mildthätigen Werke anberaumte Zeit, und der freundliche Leser weiß nun die Bedeutung des oben beschriebenen Zuges, der sich bekreuzend an dem Portale der Kirche vorüberbewegte, der halbgeöffneten Pforte des Klosters sich zuwendete und bald innerhalb derselben verschwand. Unsere Fremden folgten bis an die Schwelle, von wo aus ihr Blick durch einen langen, ziemlich breiten, gewölbten, mit Steinen gepflasterten Gang fiel, dessen eine Wand durch ein breites, jedoch stark vergittertes Fenster durchbrochen war. Die großen mit Eisen beschlagenen Läden standen offen, und man konnte ohne Mühe in eine helle geräumige Küche sehen, worin zwei Frauenspersonen am flammenden Heerde mit dem Austheilen der Portionen beschäftiget waren. Zwei andere brachten diese an's offene Fenster und reichten sie durch eine angemessen große Lücke des Gitters den außen Harrenden. Die eine dieser Frauen, schon auf Jahren, trug das Ordenskleid; die andere dagegen, im blühenden Jugendalter, trug ein bürgerliches Gewand. Sie war eine schlanke, hohe Gestalt voll Anmuth in ihren Bewegungen; dabei drückte sich in ihrem holden Antlitze so viel Liebenswürdigkeit und Demuth zugleich aus, daß man sie nur mit Bewunderung und Hochachtung betrachten konnte. Aus ihren ausdrucksvollen schwarzen Augen strahlte das Feuer der Jugendfrische, aber auch eine Flamme, die tief in den Herzensgrund hinableuchtete und eine engelreine Seele voll kindlicher Liebe zu Gott und den Menschen schauen ließ. Es war etwas in ihrem

ganzen Wesen, das mit magnetischer Kraft zu ihr hinzog; und darum suchten auch die Armen sich auf die Seite zu drängen, wo sie die Gaben vertheilte. Sie konnte nicht mehr geben als die andere, aber sie gab mit einer so liebreichen, wohlwollenden Miene und sprach dabei so tröstende Worte, daß die Empfänger dadurch in ihrer Seele erquickt wurden, und die alten Mütterchen lächelten ihr vergnügt im Fortgehen zu, und inniges Wohlbehagen suchte die Runzeln auf ihrer Stirne zu glätten. Auch die zwei Fremden schauten mit Verwunderung auf das einfache, anspruchslose Geschöpf. Besonders war die Dame hingerissen von dem Zauber, den die Holdseligkeit des Mädchens über Alle ergoß. Man las es deutlich in ihren Zügen, daß sie nun einmal gefunden, was sie lange vergebens gesucht hatte. Und obwohl der Herr mehrmals zum Gehen ermahnte, dennoch blieb sie wie angefesselt stehen. Sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeden Laut, der aus dem Munde der interessanten Jungfrau zu ihrem Ohre drang, und weidete sich daran mit sichtbarer Lust. Endlich vernahm sie deutlich die Worte, mit himmlischer Milde zu einem kleinen, kaum sechsjährigen Mädchen gesprochen:

„Grüße mir deine liebe Mutter und die kleinen Brüderchen und sage ihnen, bis Ein Uhr werde ich sie besuchen.“

„Komm,“ sprach jetzt die Dame zu ihrem Gemahle, „laß uns diesem Kinde folgen; vielleicht kann es den Drang meines Herzens in etwas befriedigen.“

Vergnügt eilte das frohe Geschöpf mit dem gefüllten Körbchen die Straße entlang, und die beiden Fremden hatten Mühe ihm nachzukommen.

„Kind, warum eilst du so?“ rief die Dame ihm nach.

„Meine kranke Mutter braucht eine Suppe, und meine Brüderchen hungert," antwortete die Kleine, indem sie befremdet umsah, ohne ihre Schritte zu mäßigen.

„Sage mir, wem gehörst du zu?"

„Meiner Mutter," antwortete das Mädchen naiv.

Aus dieser Antwort schloß die Dame, daß des Kindes Mutter eine Wittwe sei, und fuhr wieder fort:

„Hast du denn keinen Vater mehr?"

„Mein Vater schläft schon lange auf dem Kirchhofe," war die kurze Erwiederung.

„Wer sorgt nun für euch, da deine Mutter krank ist," fragte die Dame.

„Der liebe Gott und die gute Emma," sagte treuherzig das Kind.

„Wer ist denn die gute Emma, die für dich so liebevoll sorgt?" —

„Die gute Emma ist — die gute Emma im Kloster. Sie haben sie ja gesehen, wie sie mir die Speisen gereicht hat. Nachmittags kommt sie zu mir, und da bringt sie gewiß wieder etwas mit. Sehen Sie, meine Strümpfe, diese Schürze, das Jöppchen — Alles ist von ihr. Meinen Brüderchen hat sie Hemden geschenkt und der Mutter das Bettzeug gewaschen und ausgebessert."

„Emma muß wohl recht reich sein, weil sie dir so viel geben kann," fragte die Dame wieder.

„O nein, sie ist gar nicht reich; aber sie ist recht fleißig, und von dem, was sie verdient, theilt sie den Armen mit. Das weiß ich von meiner Mutter. Emma sagt nur, es sei vom lieben Gott, und ihm sollte ich dafür danken, nicht ihr!"

Während dieses Gespräches kamen sie an das Gasthaus, wo die beiden Fremden wohnten.

„Sehen Sie," sprach jetzt das Mädchen, „dort im engen Gäßchen, im kleinen Hause ist meine kranke Mutter, der kleine Karl steht schon am Fenster und wartet auf mich; ich muß eilen, und damit verdoppelte sie ihre Schritte, so daß die schwache Dame ihr nicht mehr zu folgen vermochte. Sie hielt es auch nicht für geeignet, jetzt schon bis an die Wohnung der Armen sich zu begeben, und trat daher, da es ohnedieß Zeit zum Essen war, in den Gasthof. Dort beschloß sie so lange zu verweilen, bis Emma ihre Schützlinge besuchen würde, was sie vom Fenster ihres Zimmers aus, recht gut beobachten konnte.

Der Zeiger der Thurmuhr wies noch nicht auf Ein Uhr, als man eine Mädchengestalt leichten Schrittes von Ferne daher schweben sah. Es war Emma. Frei und ungezwungen in ihren Bewegungen, vermied sie jedoch alle neugierigen Blicke, ihre Augen nur dem Ziele zugerichtet, wohin ihr beflügelter Fuß sie führte.

In diesem Augenblicke trat die Aufwärterin in das Zimmer, eine Person, die in ihrem ganzen Benehmen eine gewisse Leichtfertigkeit verrieth. Dennoch wendete sich die Frau an sie mit der Frage:

„Kennen Sie nicht dieses Mädchen, das da unten mit einem Korbe am Arme vorüber eilt?"

„O ja," war die Antwort, „wer sollte die Betschwester nicht kennen, die sich in der Kirche so fromm stellt und in alle Häuser der Bettler rennt. Gewiß will sie die Zahl der Heiligen im Kalender vermehren. Da rennt sie wieder zur kranken Mina. Ich kann gar nicht begreifen, wie sie in allen den stinkenden Kammern die

verpestete Luft einathmen und doch so gesund aussehen kann."

„Das ist Gottes Segen," entgegnete die Dame.

„Kann sein," meinte die Aufwärterin, „ich beneide sie nicht um ihre Liebhaberei?"

„Kennen Sie auch ihre Eltern?"

„Recht gut; denn meine Eltern wohnen in ihrer Nähe, und ich war noch zu Hause, als sie in dieser Stadt sich ansiedelten."

„Also sind ihre Eltern nicht von hier?"

„Nein; ich weiß nicht, woher sie kamen. Ihr Vater soll der Besitzer einer Mühle gewesen sein in einem Thale, das sich in einen See verwandelt hat. Hier arbeitet er aber als Mühlknecht, und seine Frau spinnt für die Leute und pflegt das gemiethete Gärtchen und verkauft das gezogene Gemüse auf dem Markte."

„Hilft Emma ihren Eltern nicht auch den Verdienst vermehren?"

„Das muß man ihr nachsagen, sie arbeitet den ganzen Tag für ihre Eltern, aber halbe Nächte sitzt sie hin und näht und flickt für die Armen."

Durch diese Schilderung, mit so viel Geringschätzung sie auch gegeben wurde, stieg Emma immer mehr in der Achtung der Frau.

„Das ist eine wahre Perle," sagte sie zu ihrem Gemahle, „eine Person, wie ich sie schon lange vergebens suchte. Wenn ich sie in meine Dienste bekommen könnte, ich würde Gott danken, als wenn er mir einen Engel zugeführt hätte."

„Das wird so schwer nicht halten," meinte der

Herr, „ihre Eltern werden froh sein, wenn sie einen guten Platz für ihre Tochter gefunden haben."

„Das scheint mir nicht so leicht," entgegnete die Frau. „Ihre Eltern werden eine solche Tochter, den einzigen Trost, die einzige Stütze in ihrem Alter nicht von sich lassen, und wer wollte sie den Leidenden entreißen, die sie mit solcher Liebe tröstet und erfreut?"

„Auch dafür läßt sich Rath schaffen," entgegnete der Gemahl; „der Himmel hat uns reichlich mit zeitlichen Gütern beschenkt; theilen wir davon ihren Pfleglingen mit, und sie werden geduldig ihre Rückkehr erwarten, und wenn wir die Lage ihrer Eltern erleichtern, werden sie die Schickung segnen, die ihre Tochter zu deinem Dienste ausersehen hat."

So leicht nehmen oft die Reichen Alles; sie meinen, daß sich mit ihrem Gelde die heiligsten Gefühle erkaufen lassen. Indeß war die Frau sehr zufrieden über die Freigebigkeit ihres Mannes, mit der er Alles aufbieten wollte, ihr Linderung in ihrem betrübten Zustande zu verschaffen. Sie nahm sich daher vor, noch am nämlichen Tage sich in die von der Aufwärterin bezeichnete Wohnung von Emmas Eltern zu begeben.

Es war ungefähr fünf Uhr Nachmittags, als sie sich mit ihrem Gemahle vor einem Garten befand, an dessen Eingange zwei Birnbäume ihre mächtig verlängerten Schatten über frischgegrabenes Erdreich warfen, das zwei Frauenspersonen in regelmäßige Beete zu theilen bemüht waren. In der einen erkannte sie sogleich unsere Emma; wenn sie die andere für ihre Mutter hielt, so hatte sie dem Alter nach zu urtheilen, wohl auch nicht unrecht. Es war Martha. Sobald diese die Fremden am Gitter

erblickte und ihre Absicht, in den Garten zu treten bemerkte, ging sie ihnen freundlich entgegen und begrüßte sie mit einem herzlichen Willkommen. Diese gastfreundliche Zuvorkommenheit flößte der Dame so viel Zutrauen ein, daß sie ohne viele Umwege zu verstehen gab, sie sei in der Absicht gekommen, die gute Emma, von der sie heute zufällig so viel Rühmliches gehört habe, und ihre vortrefflichen Eltern kennen zu lernen.

Eine Röthe, wie Glut, überflog Marthas Wangen, und ihr Herz erfaßten dieselben Gefühle von Bangigkeit und Freude, wie damals, als Pater Antonius ihr Nachricht von seinen Nachforschungen brachte. Die Frau ließ sie jedoch nicht lange in dieser peinlichen Ungewißheit, und nachdem sie nebst ihrem Gemahle, der Einladung Marthas folgend, auf einer reinlichen Bank Platz genommen hatte, machte sie die sichtlich beklommene Müllerin nach einer kurzen Einleitung mit dem Wunsche ihres Herzens bekannt.

„Ich bin," begann sie, „Gräfin Wahrmuth; das hier ist mein theurer Gemahl. Wir haben ansehnliche Güter in Liefland mit reichen Einkünften und gelten weit und breit für die glücklichsten Menschen unter der Sonne, und doch sind wir grenzenlos unglücklich. Unser einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 20 Jahren, machte eine Reise nach Amerika, um dort einen Verwandten zu besuchen. Ach, ich wollte in sein Vorhaben nicht einwilligen; allein sein Verlangen, hinaus zu kommen in die Welt und auch in weiter Ferne Gottes Wunder zu betrachten, war in ihm so groß, daß ich endlich seinen Bitten nachgab und ihn mit meinem mütterlichen Segen entließ. Sein Scheidekuß raubte mir den Frieden meiner

Seele; schreckliche Bilder störten meine Nachtruhe und quälten mich in peinigenden Träumen. So kam endlich die Zeit, die uns Nachricht von der glücklichen Landung bringen sollte; aber sie verstrich, ohne daß meine Erwartung in Erfüllung ging. Dagegen las ich in einer Zeitung von furchtbaren Stürmen, die um diese Zeit auf dem Weltmeere wütheten und Schiffe an Klippen zerschellten oder in den Abgrund schleuderten. Meine Angst erreichte den höchsten Grad. — Ach, es ist nur zu gewiß, daß auch das Schiff, auf dem unser Edmund sich den trügerischen Fluthen anvertraut hatte, unter der Zahl der Verunglückten sich befindet; denn es ist bereits ein Jahr vorüber, und noch ist keine Nachricht von ihm eingelaufen. Den Schmerz, der mein Innerstes unaufhörlich durchwühlt, kann nur eine Mutter fühlen, die selbst einmal ein Kind verloren hat."

„Sie sprechen da zu einer Mutter," sagte Martha, „die vor Jahren dieselbe Traurigkeit empfand, zu einer Mutter, die damals glaubte, der Friede könne niemals mehr in ihrem Herzen seinen Wohnsitz aufschlagen. Auch ich hatte ein Kind — ein liebes munteres Mädchen. — Es ist dort oben bei den Seligen im Himmel. — Meine Betrübniß war ohne Grenzen; die ganze Welt schien mir ein weites Grab — da sieh! plötzlich und unerwartet führte mir Gott auf offener Straße statt eines verlornen Kindes einen Engel in die Arme — meine Emma, die Sie dort mit unermüdlicher Emsigkeit arbeiten sehen."

„Also ist Emma nicht Eure Tochter?" fragte mit Staunen die Gräfin.

„Meine leibliche Tochter nicht," fuhr Martha fort;

„aber sie hat mir und meinem Gottfried bisher mehr Freude gemacht, als sie die glücklichsten Eltern an eigenen Kindern wohl selten erleben mögen.“

Nun erzählte sie mit aller Umständlichkeit und mit den lebhaftesten Farben alle ihre Schicksale und die Leiden, mit denen sie Gott heimgesucht hatte. Dabei hob sie besonders die Wohlthaten hervor, die sie dem frommen Vater Antonius zu verdanken hatte; wie besonders er es war, der durch einen Brief an einen hiesigen Geistlichen der guten Emma Zutritt zu den edlen Frauen verschaffte, wo sie nicht nur in allen weiblichen Handarbeiten vollkommen ausgebildet, sondern ganz besonders zur Frömmigkeit und Tugend angeleitet wurde. Ihre christliche Nächstenliebe, fuhr sie fort, zeigt sich ganz besonders in dem Bestreben Trost und Hilfe den Verlassenen zu spenden. Dabei versäumt sie aber nicht die geringste Pflicht gegen uns. Sie hilft mir unverdrossen bei der Arbeit, oder näht und strickt für Lohn, um unsern Unterhalt zu vermehren. Die Zeit zur Anfertigung und Ausbesserung verschiedener Kleidungsstücke für Arme bricht sie ihrem Schlafe ab. An langen Winternächten sitzt sie oft bis Mitternacht bei ihrem Lämpchen, und im Sommer springt sie mit dem ersten Hahnenschrei aus dem Bette und arbeitet für ihren Heiland, wie sie sagt. Denn sie hat die Lehren des guten Vaters Antonius nicht vergessen, und weiß gar wohl, daß Jesus Christus Alles, was wir den Armen thun, so annimmt, als hätten wir es ihm gethan. Sie kennt kein anderes Vergnügen, als den Kummer zu lindern und Thränen zu trocknen. Darum verehren sie auch alle Armen wie einen Engel, und die fromme Aebtissin bedient sich ihrer ganz besonders,

um die Nothleidenden aufzusuchen, sie zu ermuthigen und zu erquicken. Seitdem sie nicht mehr des Unterrichts wegen den ganzen Tag im Kloster zu verweilen braucht, muß sie wenigstens zur Mittagsstunde erscheinen und die Speisen vertheilen helfen, weil eine Gabe aus ihrer Hand einen doppelten Werth hat.

Während dieser ganzen Erzählung hatten der Graf und die Gräfin mit inniger Rührung zugehört; jedes Wort hatte die drückende Last auf ihrem Herzen erleichtert, sie dem Ziele ihrer Wünsche näher geführt.

„Ach," sagte die gute Frau, „die Erde ist zu arm, um so viel Güte zu belohnen, und doch verdient das gute Kind auch hier schon Vergeltung. Wie wird es ihr aber in der Zukunft gehen, wenn Ihr einst nicht mehr sein solltet; wenn sie krank und schwach würde?"

„O," entgegnete Martha, „ihr Entschluß ist längst gefaßt; so lange wir leben, wird sie uns nicht verlassen, und hat sie uns einst die müden Augen zugedrückt, so nimmt sie den Schleier und findet bei den guten Frauen im Kloster, was ihr Herz sucht."

Die Gräfin seufzte tief und blickte entmuthiget auf ihren Gemahl. Martha bemerkte ihre Gemüthsbewegung und sagte besorgt:

„Was fehlt Euch, gnädige Frau! schüttet Euern Kummer in mein Herz; kann ich ihn auch nicht heben, so will ich ihn doch als schwer geprüfte Magd des Herrn theilen."

„Ihr seid so gut, und ich wage es nicht, Euch zu betrüben; denn das würde ich, wenn ich Euch meinen Wunsch mittheilte."

„Sprecht," sagte Martha zudringlich, „wenn es mir

möglich ist, so sollt Ihr nicht ungetröstet von dieser Stelle scheiden."

„Nun so sei es, und zürnt nicht, wenn Ihr meine Wünsche unbescheiden findet. Was so schwer auf meinem Herzen lastet, wißt Ihr; nun hat sich aber zu diesem Seelenleiden noch ein körperliches Uebel gesellt, das mich an manchem Tag zu Allem unfähig macht. Der heutige Tag ist eine wahre Ausnahme, und ich schreibe diesen günstigen Umstand der besonderen Schickung zu, die mich heute Eure Tochter erblicken ließ. Denn in ihr glaube ich die Person gefunden zu haben, die in trüben und leidensvollen Stunden mich trösten, erheitern und wie ein liebreicher Engel mir beistehen wird."

Martha konnte bei diesen Worten ihr Erstaunen nicht verbergen, unterbrach jedoch die Gräfin nicht, und diese sprach weiter:

„Die Aerzte finden für mein körperliches Leiden kein Mittel in der Heimat; ein weit entferntes Bad, nämlich Gastein, soll die Wunderkraft besitzen, mir die verlorne Gesundheit wieder zu geben. Allein ich glaube, daß diese mir nicht wieder geschenkt werde, so lange mein Geist so niedergedrückt ist, und ich allein bin nicht im Stande, aus eigener Kraft ihn wieder zu erheben; mein Gemahl kann es auch nicht; denn ihn drückt ja dieselbe Last, und wenn wir dann versuchen einander Trost einzuflößen, so weinen wir zuletzt beide zusammen wie kleine Kinder. Ich muß es gestehen, diese Schwäche ist nichts weniger als löblich; allein ich bin ihr bisher immer unterlegen, und hoffe von der Zukunft nichts Besseres, wenn in meiner gänzlichen Verlassenheit mir kein Engel tröstend zur Seite steht. Ich suchte ihn bisher vergebens; heute

habe ich ihn gefunden. Sagt mir nun, wird er mir seine helfende Hand reichen oder wird er mich zurückstossen!"

Jetzt schwieg sie und erwartete forschend ihr Urtheil aus Marthas Munde.

„Ich verstehe Sie nicht vollkommen," sprach Martha; „reden sie deutlich. Emma hat nie ihre Hand zurückgezogen von einem Leidenden, der sie fassen wollte."

„Wird sie aber auch das schwere Opfer bringen können, Euch auf einige Zeit zu verlassen, und mit mir die weite Reise in's Bad anzutreten?"

Martha wußte hierauf keine Antwort, und sichtlich betrübt, schwieg sie.

Die Gräfin nahm daher wieder das Wort:

„Glaubt ja nicht, daß ich sie als Dienstmagd betrachten würde; nein, meine Freundin soll sie sein; und ich werde für ihr Glück und das Eurige sorgen."

„O, gnädige Frau," rief jetzt Martha, „wir sind so vieler Liebe unwürdig; Sie rechnen die Dienste eines armen schwachen Mädchens zu hoch an. Sie kann Ihnen wohl all' ihre Liebe schenken, aber der wahre Trost kommt von oben."

„Das weiß ich," versetzte die Gräfin, „Gott hat aber auch die Menschen zu Werkzeugen seiner Vatergüte gemacht; darum vertheilte er seine Gaben so verschieden. Dem Einen verlieh er die Gabe des Trostes; dem Andern bescheerte er Reichthümer — nicht, daß sie diese Geschenke nur für sich benützen, sondern daß sie dadurch die Schutzengel ihrer Mitmenschen werden sollen. So lasset mich denn auch aus der reichen Quelle des Trostes schöpfen, die der gute Gott in dem Herzen Ihrer

Tochter entspringen ließ und gestattet, daß sie dafür von dem empfange, wovon die Vorsehung mir Ueberfluß bescheert hat. In ihrer wohlthätigen Hand werden die vergänglichen Schätze ein reicher Segen für die Menschen werden."

„Ich kann nichts dagegen antworten," versetzte hierauf Martha, jedoch nicht, ohne noch immer die Gefühle der Bangigkeit zu verrathen. „Wenn mein Gottfried seine Einwilligung gibt, und Emma sich entschließen kann, mit Ihnen fortzuziehen; ich werde Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen. — Doch es ist schon spät; die Sonne sendet bereits ihren Abschiedsgruß auf die goldenen Kugeln der Thürme; das Kind hat genug gearbeitet; ich will es rufen und ihm Ihr großmüthiges Anerbieten mittheilen."

Sie that es, und zu gleicher Zeit trat auch Gottfried mit bestäubtem Gewande zur Gartenthür herein. Emma verneigte sich ehrerbietig vor den Fremden und Gottfried bot ihnen, indem er den Hut vom Haupte nahm, freundlich den Abendgruß. Nachdem beide den Zweck des vornehmen Besuches erfahren hatten, sagte Gottfried:

„Mein Inneres läßt mich in Allem, was ich höre, eine Fügung des Himmels erkennen; wir sollen ihr nicht widerstreben. Mir ist, als sollten daraus viele Freuden entspringen; doch will ich der Entscheidung meiner lieben Tochter nicht vorgreifen; Gott wird ihren Entschluß lenken."

Jetzt nahm Emma das Wort und sprach mit sanft bewegter Stimme:

„Ach, wie schwer fällt es mir, wenn ich von Euch, theure Eltern, und sei es auch nur auf kurze Zeit, scheiden,

wenn ich die Kranken und Armen, die sich täglich so sehr nach meinem Beistand sehnen, verlassen soll; und doch fühle ich in meinem Herzen dasselbe, was so eben mein Vater gesprochen. Gott allein kann zwischen den widerstrebenden Gefühlen richten. Ihn will ich heute Nacht inbrünstig um Erleuchtung anflehen, und er, der mich immer väterlich geleitet hat, wird mich lehren, was ich zu wählen habe. Gestatten Sie mir nur die kurze Frist bis zum nächsten Morgen, und sagen Sie mir gefälligst, wo ich die Ehre haben werde, Sie zu treffen, oder ob Sie vielleicht sich noch einmal in unsere ärmliche Wohnung bemühen wollen."

„Wir wohnen," sagte jetzt Graf Wahrmuth, „im Gasthofe zum weißen Lamm — doch ich halte es für gerathener, um kein unnützes Gerede zu veranlassen, wir kommen wieder zu Ihnen. Um acht Uhr längstens sind wir da. Indeß leben Sie wohl. Es ist mir von der besten Vorbedeutung, daß Sie zuerst mit Gott zu Rathe gehen wollen. Was wir mit Gott beginnen, muß immer zu unserm Vortheil gereichen."

Die beiden Fremden kehrten voll froher Hoffnung in den Gasthof zurück und genossen dort seit langer Zeit wieder einmal in einem erquickenden Schlafe süße Ruhe.

Der Purpurschimmer des Morgenrothes drang durch die buntfarbigen Fenster der Klosterkirche und verwandelte die Nacht in jenes Halbdunkel, worin das Herz so wunderbar bewegt, zur feurigen Andacht entflammt wird. Vor einem Altare, geschmückt mit dem Bilde der seligsten Jungfrau, kniete eine Frauensperson, die Hände gefaltet, den Kopf tief gesenkt, regungslos, gleich einer

Statue. Allmälich erhebt sie langsam den Kopf; ihr Auge verräth eine gewisse Bangigkeit, eine Sehnsucht nach Erleuchtung. Doch zusehends erheitern sich ihre sanften Züge und verkünden die Beruhigung, die sie im Gebete gefunden; der letzte Zweifel schwindet; jetzt hat sie einen festen Entschluß gefaßt; der erste Strahl der Sonne gießt eine himmlische Glorie über ihr liebliches Angesicht; mit dem Ausdruck des innigsten Dankes richtet sie ihre Blicke zur holdseligen Gnadenmutter, die mit Wohlgefallen auf sie herabzublicken scheint und verläßt dann in ehrerbietiger Haltung, aber leicht wie ein überirdisches Wesen dahinschwebend, die geheiligte Stätte, ihre Schritte der Klosterpforte zuwendend. Die Pförtnerin, obwohl erstaunt über den frühen Besuch, gestattete ihr, dem Liebling des ganzen Klosters, willig den Eintritt und meldete sie nach ihrem Wunsche der Aebtissin. Diese empfing mit zärtlicher Besorgniß die geliebte Emma, und war im ersten Augenblick geneigt, ihr Erscheinen zu so ungewöhnlicher Zeit einem Unglücke beizumessen, das sie der mütterlichen Rathgeberin mittheilen wolle.

Doch die Heiterkeit, die auf der Stirne des holden Mädchens so klar zu lesen war, benahm der frommen Frau schnell jede Befürchtung. Anfangs zwar entlockte Emmas Erzählung ihr neue Bedenklichkeiten; aber als sie vernahm, wie das gute Kind mit Gott zu Rathe gegangen und im Gebete ihr Vorhaben zum Entschlusse gereift sei, gab sie ihr ihren Segen, und entließ sie mit dem Versprechen, daß sie täglich im Gebete zu Gott flehen werde, er möge sie ihr rein und unschuldig wieder zurückführen. —

Die edle Gräfin war über Emmas Einwilligung im hohen Grade entzückt. An ihrem Arme begab sie sich in

die Wohnungen des Kummers und tröstete über Emmas Entfernung die Verlassenen mit reichlichen Geschenken. Am reichlichsten bedachte sie jedoch die treuen Pflegeeltern, so daß Gottfried, wenn er sich selbst eine Ruhe hätte gönnen wollen, auf lange Zeit aller Plage wäre entledigt gewesen. Dennoch war der Abschied ungemein schmerzlich, und Emma bedurfte ihrer ganzen Seelenstärke, um in ihrem Vorsatze nicht zu wanken. Doch eine frohe Ahnung sagte ihr, daß aus dieser Reise für Alle große Freude erblühen werde; sie entwand sich daher sanft den Armen der weinenden Martha und eilte schnell in den offenen Reisewagen, den eine Biegung der Strasse bald den Nachsehenden verbarg.

7.

Der Invalide.



Auf einen lieblichen Frühling war ein eben so angenehmer Sommer gefolgt. Die schöne Witterung, die fast immer den Aufenthalt in Gottes freier Natur gestattete, trug ohne Zweifel viel dazu bei, daß die Gesundheitsumstände der Gräfin Wahrmuth sich mit jedem Tage besserten.

Am meisten aber hatten sie Gott für die gütige Fügung zu danken, mit der Er ihr die fromme Emma zugeführt hatte. Die liebreiche Pflege des freundlichen Mädchens linderte die Leiden ihres Körpers, und den trostreichen Worten derselben gelang es, ihren gebeugten Muth wieder aufzurichten und jene christliche Ergebung hervorzurufen, die allein im Stande ist, den Unglücklichen mit den widrigen Schicksalen auszusöhnen. So verließ sie nach einigen Monaten, gestärkt an Leib und Seele, die segenspendende Quelle, um die Heimreise anzutreten. Noch hatte sie nicht den vierten Theil des Weges zurückgelegt, als der Wagen durch eine freundliche Gegend dahinrollte. Reiche Saatfelder im goldenen Schmucke zogen sich zu beiden Seiten der Straße sanfte Hügel hinan, die mit schattigen Laubwäldchen gekrönt waren. Der Jubel der fröhlichen Landleute, unter deren blinkenden Sicheln die gefüllten Aehren sich auf die Stoppeln senkten, schallte rings durch die reine Luft. Es war schon gegen Abend, und die Sonne neigte sich zum Untergange. Die Pferde waren müde, und der sorgsame Kutscher ließ sie langsamen Schrittes die Anhöhe ersteigen zu dem freundlichen Dörflein, das zur Nachtruhe ausersehen war. Um den geplagten Thieren noch mehr Erleichterung zu verschaffen, stiegen unsere Reisenden aus dem Wagen, und da es noch gut an der Zeit war, gaben sie dem Bedienten den Auftrag, im Gasthause das Nachtquartier zu bestellen, während sie noch von einem Hügel aus, der das Dorf überragte, die schöne Landschaft betrachten wollten. Eine Allee, bestehend aus reichlich mit Früchten beladenen Obstbäumen gewährte ihnen den nöthigen Schutz gegen die noch immer starke Glut der Sonnenstrahlen, ohne die

herrliche Aussicht, die mit jedem Schritte sich reizender zeigte, im geringsten zu beschränken. Den Hügel krönten vier dichtbelaubte Linden, in deren Mitte sich ein großes Cruzifix erhob und den frommen Wanderer zu stillem Gebete und heilsamen Betrachtungen ermunterte. Ungefähr hundert Schritte von dieser geheiligten Stätte blieb unsere Reisegesellschaft stehen und erquickte sich an der bezaubernden Rundschau. Der Graf und seine Gemahlin waren ganz in Erstaunen versunken; auch Emma war nicht minder hingerissen; aber ihre Aufmerksamkeit wurde bald durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen.

Vor dem Bilde des Gekreuzigten kniete ein ehrwürdiger Greis mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen. Seinen kahlen Scheitel umkränzten nur noch wenige Silberlocken; aber ein langer weißer Bart floß bis auf die Brust herab. Das abgehärmte, von Leiden tief gefurchte Gesicht, ließ deutlich den Kummer lesen, der in seinem Herzen nagte. Dabei mußte seine ärmliche Kleidung jedes fühlende Herz zum Mitleid bewegen. Beim Anblicke dieses Jammerbildes vergaß Emma die Pracht der sie umgebenden Natur; sie näherte sich leise dem Unglücklichen, drückte ihm eine milde Gabe in die zitternde Hand und wollte schnell sich wieder entfernen, um dem Beschenkten den Dank zu ersparen. Aber ein unerklärbares Gefühl fesselte sie an die Stelle; die Gesichtszüge des Alten riefen längst verwischte Bilder aus ihrer frühesten Jugend wieder vor ihre Seele; es war ihr, als erwache sie aus einem langen Traume.

„Gott vergelte Ihnen tausendmal die Gabe, die Sie einem Unglücklichen spenden," sprach mit schwacher Stimme der Greis, erhob sich mühsam vom Betstuhle

und betrachtete mit zunehmendem Staunen die bescheidene Geberin. Die trüben Wolken auf seiner Stirne fingen an zu zerrinnen; sein Angesicht verklärte sich; aber seine Knie wankten; er sank wieder auf den Betstuhl nieder und rief:

„Gott, Du hast mein Gebet erhört! Sie ist's! Nun kann ich mein müdes Haupt vorwurfsfrei zur Ruhe legen."

Mit dem tiefsten Ausdruck des Dankes blickte er zum Bilde des Erlösers, trat dann näher zu Emma und sprach:

„Gnädiges Fräulein! ein guter Engel hat Sie hieher geführt, um eine drückende Last von dem Herzen eines gebeugten Greises zu nehmen."

„Ich bin kein gnädiges Fräulein," entgegnete bescheiden Emma, indem sie eine innere Aufregung zu bewältigen suchte, „ich bin nur ein armes Dienstmädchen, aufgewachsen in einem stillen Thale, fern von aller Pracht der Reichen."

„Ein armes Dienstmädchen, und solche Kleider! Wie kann ich das in Einklang bringen," entgegnete zweifelnd der Alte.

„Täuschen Euch meine Kleider; so wisset, daß sie nur ein Geschenk meiner guten Herrschaft sind."

Bestürzt trat der Greis einen Schritt zurück, durchforschte von neuem ihre Gesichtszüge und erwiederte dann im zuversichtlichen Tone:

„Nein! so kann der gute Gott einen alten Mann nach jahrelangem Leiden nicht täuschen! Sie sind ganz das Ebenbild Ihrer sanften Mutter, und noch überdieß, die Ohrengehänge — es sind dieselben, welche die edle Gräfin an ihrem Hochzeitstage trug. Wenn Ihnen auch Ihre

Abkunft selbst verborgen ist, es ist doch so — mein guter Geist sagt es mir — Sie sind Fräulein Emma, Gräfin von Biederfeld!"

„Sonderbares Zusammentreffen des Namens" sagte Emma, indem sie an allen Gliedern zu zittern begann, „eine Gräfin bin ich jedoch sicherlich nicht, da meine Mutter mich bei strenger Winterkälte auf offener Landstraße gefunden hat."

„Auf offener Landstraße, bei strenger Winterkälte!" wiederholte in gespannter Erwartung der Alte. „Wie kamen Sie dahin? Erinnern Sie sich nicht der nähern Umstände? Hatten Sie früher keine andere Mutter?"

„Freilich hatte ich eine andere, und zwar eine recht gute, liebreiche Mutter; aber der schreckliche Krieg hat uns von einander getrennt. Noch fühle ich die Angst, die mich ergriff, als ich eines Morgens auf einem Bündel Heu erwachte, und von allen Menschen verlassen war. Ich schrie und weinte; aber keine tröstende Stimme antwortete mir. Da erfaßte ich, das Einzige, was mir geblieben war, ein kleines Kästchen mit seinem schätzbaren Inhalt, diesen Ohrengehängen, einem Kreuzchen, und einem Rosenkranze, und eilte auf die Straße, wo ich sicherlich erfroren wäre, wenn mich Gott nicht in die Arme einer andern, eben so liebreichen Mutter geführt hätte."

„Gott deine Wege sind wunderbar!" rief der Greis, faltete die Hände und erhob dankbar seine nassen Augen gegen den reinen Himmel. „Alle Umstände treffen zusammen, kein Zweifel bleibt mehr in meiner Seele. Nun kann ich wieder zurückkehren zu meiner guten Herrschaft

und ihr ankünden, daß ich den verlornen Engel wieder gefunden habe."

Während dieses Gespräches war der Graf mit seiner Gemahlin näher gekommen, und hatte einen Theil desselben vernommen. Jetzt trat er ganz hinzu, faßte den Greis bei der Rechten und sagte in freundlichem Tone:

„Guter Alter! wie ich aus Euern Reden vernommen habe, kennt Ihr unsere Emma und wißt über die Dunkelheit ihrer Kindheit Licht zu verbreiten. Kommt mit uns in das Gasthaus, bei einem Glas Wein läßt sich gemüthlicher erzählen und man kann dabei statt der traurigen Erinnerungen leichter die fröhlichen hervorrufen."

Sigmund nahm das Anerbieten mit sichtbarem Vergnügen an und wollte nach Art eines Dieners in einiger Entfernung der Herrschaft folgen; allein der Graf nöthigte ihn, an seiner Seite zu bleiben, und so schritten sie, die edle Gräfin und Emma voran, langsam den Hügel hinab, während die Sonne vom fernen Horizonte ihren Scheidegruß heraufflimmerte. Die Bauern des Dorfes machten große Augen, als sie den alten Sigmund in Gesellschaft der vornehmen Herrschaft so ungewöhnlich heiter erblickten und freuten sich darüber; denn sie hatten den guten Alten herzlich lieb, obgleich er dem Dorfe zur Last gefallen war. Die muntern Jungen, die sonst zutraulich herbeigesprungen kamen, und dem guten Vater, wie sie ihn nannten, treuherzig die Hände reichten, blieben dießmal schüchtern in der Ferne stehen, nahmen ehrerbietig ihre Mützen von dem Kopfe und flüsterten einander geheimnißvoll in die Ohren. Auch im Gasthause war das Befremden nicht minder groß, als Sigmund die geräumige Zechstube durchschritt

und im Nebenzimmer an der Seite des vornehmen Herrn Platz nahm.

Bald perlte das edle Getränk in krystallhellen Gläsern, und das Geklirre derselben beim Anstoßen auf das Wohl der Wiedergefundenen harmonirte mit dem Geläute der Heerde, die ein kräftiger Junge jodelnd durch die Gasse trieb. Die Jahre der Kindheit traten dem guten Alten wieder vor die Seele, und indem er auf den fröhlichen Hirten wies, begann er:

„Vor mehr als sechszig Jahren trieb ich eben so munter und sorgenfrei, wie dieser Bursche, die Heerde auf die Weide und wieder zurück. Damals hätte ich es mir nicht einfallen lassen, daß meine Haare in einem so buntbewegten Leben, zum Theil unter Mühe, Kummer und Beschwerden gebleicht werden sollten. Doch der Herr führt Alles weise zum Ziele, und ich danke ihm jetzt von ganzem Herzen, daß er mich so heimgesucht hat.

Mein Vater war Hirt des Dorfes, und ich kannte kein anderes Verlangen, als ihm in seiner Stelle zu folgen. Das Sprichwort sagt aber mit Recht: Der Mensch denkts und Gott lenkts.

Oesterreich war damals in einen blutigen Krieg mit Frankreich verwickelt, der über ganze Länder das größte Elend gebracht hat. Die Unsrigen gingen aus den mörderischen Schlachten zwar meistens siegreich hervor; aber jeder Sieg forderte so viele Opfer, daß man nicht hätte genug Soldaten auftreiben können, wenn sie auch wie Strohhalme auf dem Felde gewachsen wären. Natürlich wurde ich, ein Junge voll frischer Lebenskraft, nicht übersehen. Meine Unkenntniß und Leichtgläubigkeit führten mich bald den Werbern in die Hände und ich war Soldat, ehe

ich selbst recht wußte, wie mir geschehen war. Anfangs war ich zwar über meine Ungeschicklichkeit sowohl als über die Verschlagenheit der Werber im Innersten empört; aber bald gefiel ich mir in meinem weißen Mantel auf dem pechschwarzen Rappen so wohl, daß ich meinen Stand mit keinem andern hätte vertauschen mögen. Auch fand ich das Sausen der Kugeln bei weitem nicht so schrecklich, als ich mir früher vorgestellt hatte, und wenn es nur vorwärts ging, war ich immer heiterer Laune. Es war aber auch eine Lust bei meinem Regimente zu dienen; da gab es keine Zänkereien, wir lebten immer in schönster Eintracht und hielten zusammen wie Stahl und Eisen. Dabei liebten wir unsern Obersten wie einen Vater, und Jeder hätte gern sein Leben geopfert, um nur das seinige zu retten. Er war es aber auch werth; kein Offizier in der ganzen Armee sorgte so liebreich für seine Soldaten als der gute Graf Heinrich von Biederfeld, der Großvater des gnädigen Fräuleins.

Bald gab es Gelegenheit unsere Treue und Anhänglichkeit an den geliebten Führer zu erproben. Bei N kam es zwischen unserm Regimente und einer Abtheilung feindlicher Reiterei zu einem hitzigen Scharmützel. Unsere Gegner kämpften wie grimmige Tiger und lichteten mit ihren leichtgeschwungenen Säbeln unsere Reihen. Aber auch wir machten unserm Doppelaar keine Schande, und zu beiden Seiten sanken die Tapfern zu Hunderten unter den bluttriefenden Klingen. Wenn ich jetzt als alter Mann so daran denke, so schaudere ich bei dem Gedanken, daß Menschen, wie blutdurstige Raubthiere einander anfallen und mit bestialischem Wohlgefallen zerfleischen können. — Zuletzt löste sich die ganze Ordnung auf, und es entstand

ein blutiges Gemetzel. In ungleichen Abtheilungen, ja sogar Mann für Mann wurde der erbitterte Kampf fortgesetzt. An ein Weichen dachte von uns kein Einziger; denn der hochwallende Federbusch des geliebten Obersten, der immer voran im dichtesten Kampfgewühle flatterte, zog Alles mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Er wirkte aber auch mit magnetischer Kraft auf die Feinde; denn überall, wo er sich zeigte, drängten sie mit rasendem Ungestüm hin. Es galt also, den treuen Führer zu schützen. Doch das Häuflein um ihn wurde immer kleiner. Ich hielt mich dicht an seine Seite, um ihn, wo möglich mit meinem Leibe zu decken; dennoch konnte ich einen verhängnißvollen Streich, der dem Helden eine bedeutende Wunde am Kopfe beibrachte, nicht verhindern. Aber in dem Augenblicke, als sein Gegner zu einem neuen Hiebe ausholte, lähmte mein Säbel dessen Arm. Meine Kameraden drängten sich blitzschnell vor den Grafen, und mir gelang es, den Sinkenden zu stützen und sein Pferd aus dem Gewühle zu lenken. Mit Mühe brachte ich die theuere Bürde auf mein Pferd und eilte ins Lager zurück. Der treue Rappe des Gefallenen folgte ungeheißen dahin nach. Das gute Thier stand ganz traurig dabei, als der Arzt die klaffende Wunde wusch und verband, und wieherte laut vor Freude, als sein Herr wieder die Augen aufschlug und zum Zeichen des noch nicht erloschenen Lebens eine leichte Bewegung mit der Hand machte.

So gerne ich wieder an dem Kampfe Antheil genommen hätte, so war es mir doch unmöglich, den guten Herrn zu verlassen. Ich bewachte und pflegte ihn wie ein treuer Sohn seinen Vater, und hatte bald dafür den süßen Lohn, ihn außer Gefahr zu erblicken. Von nun an war

ich dem Kriegsschauplatze ferne; der Graf ließ mich nicht mehr von sich und nahm mich, da er auf lange Zeit außer Stand gesetzt war, das Kommando zu führen, mit auf sein Schloß. Ich hatte auch keine Ursache, mich über die Wendung meines Geschickes zu kränken; denn auf dem Felde der Ehre war kein Ruhm mehr zu erwerben. Oesterreichs Glücksstern war im Erbleichen und der Friede zu Baaden gab unsern Gegnern Alles wieder, was wir früher mit unserm Blute erkauft hatten. Doch es war so der Wille Gottes, und was Gott thut, das ist wohlgethan. —

Ich galt wohl in den Augen der Welt als der Diener des Grafen, aber in seinem Herzen hatte ich eine andere Stelle eingenommen; auch seine fromme, liebenswürdige Gemahlin behandelte mich mit Auszeichnung und begegnete mir mit der ihr eigenthümlichen Freundlichkeit.

Ihrem kleinen Theodor, der damals ein wunderschönes blondlockiges Kind von kaum drei Jahren war, stellte sie mich bei jeder Gelegenheit als den Retter seines Vaters dar, und der Kleine, obwohl er das noch nicht begreifen konnte, hing doch bald mit einer solchen Liebe an mir, daß er nirgends mehr sein wollte, wo nicht sein Sigmund auch dabei war. So war ich gleichsam ein Glied dieser tugendhaften Familie, und ich fühlte mich so glücklich, daß ich mit keinem Fürsten in der Welt getauscht hätte.

Großes, unerwartetes Glück ist selten von langer Dauer; doch diese Erfahrung schien sich bei uns nicht bestätigen zu wollen. Die Wunde des Grafen war zwar gefährlich, ihre Heilung ging aber glücklich von statten, und nun verstrichen viele Jahre unter abwechselnden Vergnügungen, die nur manchmal durch ein leichtes Unwohlsein der Gräfin unterbrochen wurden.

Unterdessen war Theodor zu einem schönen Jüngling herangeblüht und alle seine vortrefflichen Anlagen entwickelten sich mit jedem Tage mehr zur Freude seiner überglücklichen Eltern. Da er sich aber, wie sein Vater dem Kriegsdienste widmen wollte, so mußte er zu seiner Ausbildung die Kriegsschule in Wien besuchen. Der Tag des Abschiedes, dem die liebende Mutter schon lange mit Bangigkeit entgegengesehen hatte, war nur zu schnell gekommen. Ach, wie hing sie an seinem Halse, wie drückte sie ihn an ihr mütterliches Herz! Sie wollte ihn gar nicht loslassen, so daß der gute Jüngling sich zuletzt mit zärtlicher Gewalt ihren Armen entwinden mußte, sonst wäre es zu gar keiner Trennung gekommen. Die vorübergehenden Krankheitsanfälle hatten der guten Frau Besorgniß eingeflößt und in ihr die schreckliche Ahnung hervorgerufen, daß sie ihren Liebling, ihr einziges Kleinod auf dieser Welt wohl nie mehr sehen werde. Leider wurde ihre Ahnung nur zu bald erfüllt.

Hier stockte der Alte; er nahm sein Tuch und wischte sich ein Paar große Thränen aus den Augen.

„Trinkt, guter Freund," sagte jetzt zutraulich der Graf, „vergeßt die traurigen Erinnerungen, und denkt dafür der Freude, die Euch Gott heute beschert hat, und die, wie ich hoffe, noch größer werden wird."

„Sie ist eingegangen in die Wohnungen des Friedens" erwiederte Sigmund — „ihr Schicksal ist nicht mehr beweinenswerth; es waren Thränen des Dankes, die meine Augen füllten; denn das Gute, das die Edle mir erwiesen hat, werde ich ewig nicht vergessen. — Als ich von Wien zurückkam, wohin ich den jungen Grafen begleiten mußte, war die gute Frau schon ernstlich erkrankt; aber die Gnade

Gottes war sichtbar mit ihr. Je mehr die Schwäche ihres Körpers zunahm, desto mehr erstarkte ihre schöne Seele, desto kindlicher wurde ihre Ergebung in Gottes heiligen Willen. Sie bereitete sich zu ihrem Sterbestündlein wie zu einer großen Reise, die sie nur deßhalb allein antreten wollte, um am Orte der Bestimmung Alles zum Empfange der nachkommenden Lieben vorzubereiten. Ihr Abschied war leicht, und ein sanftes Lächeln umfloß noch den Mund der Entschlafenen.

Der Graf ertrug den unersetzlichen Verlust mit stiller, männlicher Ergebung; aber von nun an war er ernst und schweigend, und die Empfindungen der Freude malten sich nur dann recht lebhaft in seinem Antlitz, wenn er einen Brief von Theodor erhielt, der ihn mit kindlicher Liebe stets zu trösten suchte.

Zur Besorgung der häuslichen Angelegenheiten nahm er eine Verwandte, die Tochter seines verstorbenen Oheims zu sich. Sie war Wittwe und hatte auch einen Sohn, der sich ebenfalls in Wien befand, aber nicht wie Theodor dem Kriegsdienste sich widmete, sondern nur so in einer Anstalt untergebracht war, um die einem Edelmanne nöthigen Kenntnisse sich anzueignen. Mit dieser Frau zog ein böser Geist in die bis dahin so friedlichen Mauern von Biederfeld. Dem zänkischen Weibe, das Niemanden etwas gönnte, das nur für sich und ihren Sohn, der wenig gute Früchte versprach, zusammenscharren wollte, konnte kein Mensch etwas recht machen. Die alten, treuen Dienstboten verließen gerne den Aufenthalt eines Drachen; und die neuen sehnten sich bald wieder nach Erlösung.

Unter solchen Umständen erwachte in mir wieder das Verlangen nach dem Getümmel des Krieges, und der

Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit den Türken schien mir ganz erwünscht. Auch mein Herr griff vergnügt nach seinem Schwerte, besonders darum, da Theodor, der schon seit drei Jahren Offizier war, zu seinem Regimente versetzt wurde. Der alte Oberst saß wieder so rüstig zu Pferde wie ein Jüngling, und aus der Zufriedenheit, die aus seinen freundlichen Augen strahlte, hätte man schließen können, daß die Erinnerung an den schmerzlichen Verlust, wenn nicht verwischt, doch wenigstens in den Hintergrund getreten war. Ich freute mich herzlich über diese Veränderung und bot Alles auf, die fröhliche Stimmung in meinem Gebieter zu erhalten. Aber, ach! diese Heiterkeit war nur der letzte klare Strahl der untergehenden Sonne, die noch vor ihrem Scheiden das düstere Gewölke durchbricht, und bevor sie den Horizont erreicht, noch einmal ihr belebendes Licht über die Landschaft gießt."

Abermals stockte die Erzählung des greisen Dieners, er faltete andächtig die Hände, und blickte mit nassen Augen gegen den Himmel. — Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, fuhr er mit bewegter Stimme fort:

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich; sein Name sei gelobt! — Eines Abends ritt der Graf, nur von mir begleitet, ziemlich weit über unsere Vorposten hinaus, um das Terain und wo möglich auch die Stellung des Feindes zu untersuchen. Da knallte es plötzlich im nahen Gebüsche — und der Oberst sank vom Pferde. Der Schuß hatte schnell mehrere von unsern Reitern herbeigelockt, die theils das Gebüsch umringten und in dasselbe eindrangen, theils in aller Eile mit ihren Säbeln junge Baumstämmchen fällten und dieselben mittels biegsamer Aeste zu einer Tragbahre verbanden, um dem Verwundeten in sein Zelt

bringen zu können. Ich hoffte, daß auch diesesmal seine Wunde nicht lebensgefährlich sein werde, aber meine Hoffnung betrog mich. Die feindliche Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt und den Lebensfaden zerrissen. Nachdem er mich mit schwacher Stimme seinem schnell herbeigeeilten Sohne, seine Seele aber Gott empfohlen hatte, flüsterte er leise: Amalie! ich komme — und mit diesen Worten hauchte der edelste Mann, den ich bis dahin kennen gelernt hatte, seinen Geist aus.

So sehr ich den Verlust meines Herrn und Wohlthäters beweinte, so sehr hatte ich auch Ursache Gott zu danken; daß er mich alternden Mann in eben dem Augenblicke, als ich einen der besten Herrn verlor, mich einem andern eben so liebevollen zuführte. —

Ueber den unrühmlichen Ausgang des Krieges lassen Sie mich schweigen. Oesterreichs Kriegsmacht war seit dem Tode des Helden Eugen im Verfall. Die Oberfeldherrn Seckendorf, Königsegg, Wallis, waren ihm weder an Talenten, noch an Glück und Ansehen gleich. Was half es, daß man Seckendorf schon während des Krieges, Wallis und Neuperg nach demselben verhaftete? Alle Eroberungen Eugens, ganz Servien und die einst von dem bayrischen Kurfürsten, Max Emanuel, so heldenmüthig erstürmte Festung Belgrad, waren verloren.

Meine Lage änderte sich nur in so ferne, als ich von nun an fast immer in der Garnisonsstadt bleiben mußte und nur selten mehr nach Biederfeld kam, da hingegen der selige Herr größtentheils auf seinem Landsitze gelebt und nur, wenn es die Pflicht dringend gebot, beim Regiment verweilt hatte. Für Theodor hatte nämlich die Heimat alle Reize verloren; denn einerseits vermißte er

bei jedem Tritte die Lieben, an denen er mit Leib und Seele gehangen hatte, anderseits war es ihm unmöglich, in der Nähe des hab- und zanksüchtigen Weibes — seiner Base — zu leben, und doch wollte er sie aus Ehrfurcht für seinen Vater nicht aus dem Schlosse entfernen. Er überließ ihr daher ferner die Besorgung des Haushaltes und übertrug die Verwaltung seiner weitläufigen Besitzungen einem redlichen, sachkundigen Manne.

Nach Beendigung des ersten und zweiten schlesischen Krieges, sowie des Krieges mit Bayern, der wegen Erbansprüchen mit Oesterreich sich entsponnen hatte, war unser Aufenthalt ein kleines Städtchen an der Grenze, wohin ein Theil unseres Regimentes in Garnison gelegt wurde, und dort fand mein Herr was er in der Residenzstadt, was er auf seinem Landgute wohl vergebens gesucht hätte — eine Lebensgefährtin, der an Schönheit als Tugend sowohl wenige gleich kommen dürften. Gottes wunderbare Fügung hat ihm diesen Engel auf eine seltene Art zugeführt — an einem Orte, wo wenige Brautwerber ihr Glück versuchen werden.

Seit dem Tode seiner Eltern wurde Theodor überall, wohin er kam, wie von einer unsichtbaren Macht in den Kirchhof gezogen. Sinnend las er die verschiedenen Aufschriften, und ich bemerkte oft, wie seine Wimpern eine hervorbrechende Thräne zerdrückten. Wir waren noch nicht zwei Tage in B., als ihn seine Gewohnheit auch dort nach dem Kirchhof leitete. Kaum hatte er einige Aufschriften gelesen, als er plötzlich, wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, indem er mir ein Zeichen gab, gleichfalls meine Schritte einzuhalten.

Vor einem frischaufgeworfenen Grabhügel, der mit

einigen Blumen sinnig verziert war, kniete eine schlanke Frauengestalt in einfachem, schwarzen Kleide. Ihr Haupt war unbedeckt und über Nacken und Schulter floß das aufgelöste dunkle Haar in natürlichen Locken herab. Sie blickte anfangs unverwandt nach der schwarzen Erde, und Stellung und Geberde verriethen deutlich, daß unter derselben Alles verborgen liege, was ihr lieb und theuer war; dann aber erhob sie die gefalteten schneeweißen Hände und ihr engelschönes Angesicht gegen den Himmel, und aus den schwarzen, ausdrucksvollen Augen rollten, wie eine belebte Perlenschnur, die Thränen über die marmorblassen Wangen. Der Schmerz hatte sie mit solcher Macht ergriffen, daß sie Nichts von dem wahrnahm, was außer ihr vorging, und uns nicht bemerkte, obwohl wir ihr ganz nahe standen. Ihr nasser Blick sprach aber keine Klage, sondern zeigte eine solche Ergebung, ein solches Vertrauen, daß man sie, ohne tief erschüttert zu werden, nicht betrachten konnte. Mehrmals war der Graf im Begriffe sich ihr zu nähern, aber immer hielt ihn eine heilige Ehrfurcht davon ab. Endlich gab er mir ein Zeichen, und wir entfernten uns eben so leise als wir hinzugetreten waren. Theodor sprach nichts, aber seine Seele beschäftigte sich mit Planen, die eine himmlische Wonne über sein Antlitz verbreiteten. Er vermied diesen Abend die Gesellschaft der Offiziere und schloß sich bei Zeiten in sein Zimmer ein. Früher, als er es sonst zu thun pflegte, rief er mich am darauffolgenden Morgen zu sich, nahm mich zutraulich bei der Hand und sprach: Mein lieber Sigmund, Vertrauter meines Vaters und auch der meinige! wisse, seitdem ich gestern die fromme Beterin am Grabe gesehen habe, ist in meiner Seele eine wunderbare

Veränderung vor sich gegangen. Ich fühle, daß ich meinem Herzen noch etwas erwerben muß, wenn das Leben für mich den wahren Werth gewinnen soll, und eine innere Stimme flüstert mir uunaufhörlich zu, daß es nicht Zufall, daß es Gottes Fügung war, die mich gestern gerade zu der Zeit in den Kirchhof geführt hat, als das fromme, und wie mir scheint von aller Welt verlassene Mädchen am Grabe ihres Vaters oder ihrer Mutter betete. Mir ist nun sehr daran gelegen, genaue Nachrichten über ihr Schicksal zu erfahren. Erkundige dich, ohne Aufsehen zu erregen, über ihre Verhältnisse und beeile dich, mir bald Gewißheit darüber zu ermitteln.

Nichts war leichter, als diesem Auftrage nachzukommen, denn in einem so kleinen Städtchen ist gewöhnlich Jeder mit dem Haushalte des Nachbars mehr vertraut, als mit seinem eigenen, und was man sich selber als Geheimniß kaum zu gestehen getraut, das klatschen die geschäftigen Weiber auf dem Markte oder am Brunnen zu Jedermanns Nachricht aus. In wenigen Stunden war ich vollkommen unterrichtet. Die schöne, fromme Dulderin hieß Laura."

„Laura," fiel ihm jetzt plötzlich Emma in das Wort, Laura hieß meine erste Mutter!"

„Ja mein Fräulein, fuhr Sigmund fort, Ihre fromme Mutter ist dieselbe Laura, von der ich hier erzähle. Sie war das einzige Kind eines Grenzbeamten; ihre Mutter ruhte damals schon längst weit entfernt in einem andern Städtchen, im kühlen Schooß der Erde. Ihr Vater wurde bald nachdem er nach B. versetzt worden war, so kränklich, daß er seinem Dienste nicht mehr vorstehen konnte, und sich mit einer kärglichen Pension begnügen mußte.

Sein geringes Einkommen reichte nicht hin, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen; aber die gute Tochter wußte sich zu helfen, sie suchte durch Arbeit das Fehlende zu ersetzen, und da sie in allen weiblichen Handarbeiten wohl bewandert war, so fehlte es ihr auch nie an Verdienst. Früh und spät, Tag und Nacht, war sie thätig, und nie fühlte sie sich glücklicher, als wenn sie dem alten, leidenden Manne irgend eine unerwartete Erquickung verschaffen konnte. Dabei lebte sie stille und zurückgezogen und suchte sich und ihr Wirken vor den Augen der Welt verborgen zu halten. Dennoch blieb sie nicht unbemerkt und erwarb sich bei Allen, die sie näher kennen lernten, Liebe und Bewunderung.

Diese Nachrichten erfüllten den Grafen mit dem innigsten Entzücken, und er faßte sogleich den Enschluß, wenn anders das Mädchen seine Zuneigung erwidern würde, sie zum Traualtare zu führen. Nur schien ihm der gegenwärtige Augenblick, in dem das Mädchen noch mit der tiefsten Trauer erfüllt war, nicht der geeignete zu derartigen Anträgen zu sein. Die tiefe Wunde sollte erst vernarben, die alles lindernde Zeit erquickenden Balsam in ihr blutendes Herz gießen. Aber woher sollte sie, die Verlassene, diesen Trost erhalten? Mußte sie, so ganz allein und fremd in der Welt, bei allem Fleiße ihre Hilflosigkeit nicht mit jedem Tage mehr fühlen? Es mußte also vor Allem ihre Lage verbessert und dadurch Zuversicht und Freudigkeit in ihrer Seele angefacht werden. Wie sollte man das einleiten, ohne daß sie den Geber und seine Absicht errieth? Für Viele wäre das eine schwer zu beantwortende Frage gewesen, in Theodors wohlthätigem Herzen stand aber die Antwort schon geschrieben. —

Er hatte nämlich die Gewohnheit, überall, wohin wir kamen, Wohlthaten im Stillen auszutheilen, und damit die Beschenkten nicht erfahren konnten, woher die Gaben kamen, so wählte er immer einen würdigen Priester zur Vertheilung. Für diesesmal verlangte er den Seelsorger zu wissen, von dem Lauras Vater der letzte Trost der Religion gespendet worden. Auch das hatte ich bald ausgekundschaftet, es war der alte, ehrwürdige Pfarrer des Ortes selbst, der den Kranken fleißig besucht, ja ihn sogar zu seinen Freunden gezählt hatte.

Ohne Verzug begab sich also Theodor zu dem würdigen Manne, und eröffnete ihm ohne Umwege, daß er gekommen sei, bei ihm Gaben der Liebe für die Nothleidenden des Ortes zu hinterlegen. Der Pfarrer war nicht wenig überrascht, da, wo er ihn am wenigsten gesucht hätte, einen so großmüthigen Wohlthäter zu finden, der ganz im Geiste des Herrn die Linke nicht wissen lassen wollte, was die Rechte spendet.

„Ach," sprach er, „unser Städtchen hat im letzten Kriege sehr viel gelitten, und manche früher wohlhabende Familie ist durch verschiedene Unglücksfälle fast an den Bettelstab gekommen. Dazu fehlt es nicht an solchen, die lieber die Hand ausstrecken zum Empfangen, als ihre Arme der Arbeit zu widmen. Ich beklage nur, daß bei aller Einschränkung meine Einkünfte nicht hinreichen, die Noth, wenigstens die der Würdigeren hinreichend zu lindern. Unter die letztern rechne ich besonders Laura, ein verlassenes Mädchen, dessen engelreinen Sinn ich nicht genug bewundern kann. Ihre einzige Freude, Alles, was ihr auf Erden lieb und theuer war, ihr geliebter Vater, schläft im stillen Grabe. Sie pflegte ihn mit einer Liebe, die selbst

ein Herz von Stein hätte rühren müssen. Früher, so lange der kränkliche Mann noch nicht ganz bettlägerig war, ersetzte sie den Mangel eines erklecklichen Einkommens durch ihre Nadel; nachdem aber die Pflege des Kranken ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, und ihre Kraft fast aufzehrte, verkaufte sie (ich habe das erst später erfahren) alles, was nur einigermassen entbehrlich war, ihre Kleider, ja selbst ihr Bett, um nur dem geliebten Vater den Rest seiner Tage zu versüßen. Dabei richtete sie ihren Blick stets vertrauensvoll nach oben, und nie entquoll auch nur die leiseste Klage ihren Lippen. Sie hat ihre Kunden, die sie in der letzten Zeit nicht mehr befriedigen konnte, verloren, und nun ist sie das ärmste unter allen meinen Pfarrkindern. Helfen Sie mir dieses Muster eines guten Kindes unterstützen, und die Engel im Himmel werden Ihre Wohlthat in das Buch der Vergeltung eintragen."

Diese Aufforderung des barmherzigen Seelsorgers war mehr als Theodor gehofft hatte. Sie bot ihm nun vollkommen Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen, ohne seine fernere Absicht im geringsten durchblicken zu lassen. Er griff in seine Tasche und überreichte dem erstaunten Manne zwei Rollen Geldes, die eine gefüllt mit blanken Zwanzigern zur beliebigen Vertheilung, die andere gefüllt mit schimmernden Dukaten nur für die arme Laura. — Ohne dem überraschten Manne Zeit zu lassen, seiner Verwunderung einen Ausdruck zu leihen, verließ der Graf dessen Zimmer mit einem Gefühle, um das ihn die Seligen im Himmel hätten beneiden mögen. Sein größtes Vergnügen bestand jetzt darin, die Auserwählte am Grabe ihres Vaters zu beobachten. Sie kam täglich zur bestimm-

ten Stunde dahin, und mit Wonne gewahrte Theodor, daß ihr Schmerz in sanfte Wehmuth sich auflöste, daß sie mit jedem Tage heiterer zum Himmel aufblickte und sich im kindlichen Gespräche mit dem Verklärten zu unterhalten schien. Und wenn er dabei auch zu bemerken glaubte, daß sie in ihrem stillen, brünstigen Gebete auch des unbekannten Wohlthäters gedenke — wer hätte ihm diese Freude verargen können? Die verbleichten Rosen auf ihren Wangen blühten bald wieder in frischer Anmuth, und unter den Blumen, mit denen sie täglich das Grab zu zieren pflegte, war sie wohl selbst die schönste und lieblichste. Was aber auffallend war, sie trug auch jetzt noch immer das einfache dürftige Kleid, wiewohl ihr die dargebotenen Mittel einen größeren Aufwand gestattet hätten. Dafür aber bemerkte man an dem Grabe auf einmal eine ganze Umgestaltung. Der Grabhügel war plötzlich in ein mit Sinngrün eingefaßtes Blumenbeet verwandelt, und an der Stelle des schwarzen, hölzernen Kreuzchens erhob sich ein einfaches, aber schön gearbeitetes Monument von Granit, als Zeichen der Erinnerung, das kindliche Dankbarkeit gesetzt hatte.

Alle diese Wahrnehmungen drängten den Grafen zur Ausführung seines Vorsatzes, und — ich übergehe das Uebrige — ehe noch zwei Monate verflossen waren, legte der ehrwürdige Pfarrer vor dem Hochaltare der Haupt-Kirche, die Hände der Glücklichen zum ewigen Bunde zusammen. Die Kirche war gedrängt voll; das ganze Offizierkorps umgab das Brautpaar; Alles jubelte; Alles freute sich über das frohe Ereigniß.

Nur zwei Personen knirschten in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen über diesen, nach ihrer Ansicht, unsin-

nigen Einfall Theodors, wodurch alle ihre Hoffnungen so unerwartet vereitelt wurden. Diese feindseligen, gottvergessenen Menschen, die habsüchtige Base und ihr mißgerathener Sohn, hatten die Furcht vor einer Verehlichung Theodors schon längst beseitiget, und wünschten nur noch daß eine Kugel den Weg in sein edles Herz finden möchte, um sie als alleinige Erben, in den Besitz seiner Güter zu bringen. Nun waren ihre Hoffnungen plötzlich zu Grabe gegangen. Die Base hatte bereits ihrem Aerger Luft gemacht, durch einen langen Brief, in dem sie ihre ganze Galle ausgoß, und mit den bittersten Vorwürfen über die Beschimpfung ihres altadeligen Geschlechtes durch die Verbindung mit einer Bettlerin klagte. Theodor ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und ich glaube nicht, daß er seinen Schritt bis zu dieser Stunde auch nur einen Augenblick bereut hat.

Bald nach der Trauung nahm der Graf Urlaub, und begab sich mit seiner Gemahlin nach seinem Stammschloße Biederfeld. Auch dort war der Jubel allgemein, und Alles wünschte dem freundlichen Gutsherrn zu seiner vortrefflichen Wahl von ganzem Herzen Glück. Selbst der alte Drache — die unverträgliche Base, verbiß, da die Sache jetzt nicht mehr zu ändern war, ihren Groll, und stimmte in die Lobeserhebungen mit ein. So sehr sie sich indeß Mühe gab, eine freundliche Miene zu erheucheln, so gelang es ihr bei aller teuflischen Verstellungskunst doch nicht, ihren tiefgewurzelten Haß und ihre Rachelust in Blicken und Geberden zu verbergen. Der jungen Frau wurde in ihrer Nähe, besonders wenn sie mit ihr allein war, immer ganz unheimlich, etwa so, wie es Einem zu Muthe ist, der sich in der Nähe eines Ungeheuers befindet.

Der Aufenthalt in Biederfeld wurde ihr, je länger, desto peinlicher. Sie bat daher ihren Gemahl, mit ihr sobald als möglich in seine Garnisonsstadt zurückzukehren. Da dem Grafen der Grund ihrer Bitte gar wohl bekannt war, so entschloß er sich, das böse Weib zu entfernen. Doch Laura bat ihn inständig, von diesem Vorhaben abzustehen, da sie nicht zugeben konnte, daß ihrer wegen, selbst ihrem erbittertsten Feinde eine Unannehmlichkeit widerfahren sollte. Theodor gewährte, und sie zogen wieder nach B., wo ihnen in der einfachen, friedlichen Wohnung ein Paradies blühte. Laura lebte hier nur ihrem Gemahle und ihrem Kinde, mit dem sie Gott nach einem Jahre ihrer glücklichen Verbindung gesegnet hatte. Da die gallsüchtige Base von einem unheilbaren Leberleiden befallen wurde, und auf den Rath des Arztes alljährlich eine Badekur gebrauchen mußte, so ergab sich dadurch für das glückliche Ehepaar die willkommene Gelegenheit, gerade die schönsten Monate des Jahres in Biederfeld verleben zu können, ohne von der Alten belästiget zu werden. Der angenehme Wechsel des Aufenthaltes erhöhte die Freude des Lebens, und so verflossen sechs Jahre in ungetrübter Heiterkeit. Unterdessen blühten Sie, mein theures Fräulein, wie ein holdseliges Röslein heran, und waren die Freude Aller, die sie kannten.

Nun aber kamen die Tage der Trübsal. Sie waren noch nicht fünf Jahre alt, als der böse Krieg mit Preußen neuerdings ausbrach, durch welchen das schöne Schlesien dem Hause Oesterreich für immer entrissen wurde. Ihr Vater, Fräulein, mußte mit in das Feld, und Ihre Mutter sollte nach Biederfeld ziehen. Allein sie wollte ihren Gemahl durchaus nicht verlassen, und zog es vor,

lieber mit ihm die Gefahren des Feldzuges zu theilen und dem offenen Feind ins Angesicht zu schauen, als im Umgange mit einem versteckten, heimtückischen Weibe zu leben. Theodor billigte endlich, wiewohl mit der größten Besorgniß, ihren Wunsch, und so folgte sie in einem bequemen Reisewagen von einem Dienstmädchen und mir, dem alten Sigmund begleitet, der großen Armee. Das Dienstmädchen bekam indeß bald das Heimweh, und die gute Gräfin ließ es mit einem Transporte in die Heimat ziehen. Im Felde war es schwer, hiefür einen Ersatz zu erhalten, und so mußte sie der weiblichen Bedienung entbehren.

Nun kam der unglückliche Tag von Leuthen. Ein österreichisches Herz kann unmöglich den Jammer schildern, mit dem das Schicksal uns damals heimgesucht hat. Da ging Alles drunter und drüber; unser alleiniges Heil bestand zuletzt in der Flucht nach Böhmen. Bei der furchtbaren Verwirrung wurde der Wagen der Gräfin umgeworfen und zertrümmert. Man konnte von Glück sagen, daß die gnädige Frau und das liebe Kind unverletzt davon kamen. Die Pferde, alles Gepäcke war verloren. Es gelang mir jedoch, Mutter und Kind auf einen offenen Transport-Wagen zu bringen und einen Mantelsack nebst einem kleinen Kästchen zu retten.

In dem von den Einwohnern verlassenen Dörfchen Treuberg, nahe an der Grenze, wurde Halt gemacht. Allein, während ich nach dem Befehle meiner Frau, bei dem Kommandanten des Zuges Nachrichten über die Armee einholte, setzte sich der Zug in dunkler Nacht abermals in Bewegung. Ihre Mutter bestieg auf erfolgten Zuruf einen vor dem Hause anhaltenden Wagen, und legte ihren Mantelsack als Sitz zurecht. Als sie aber zurück wollte,

um Sie zu holen, wurden plötzlich die Pferde angetrieben, und zwei Frauen hielten Ihre in Verzweiflung gerathene Mutter, daß sie sich nicht vom Wagen stürzte. Es blieb ihr nur die einzige Hoffnung, daß ich ihr theuerstes Kleinod nachbringen werde. Ich aber glaubte, durch eine falsche Nachricht irre geführt, Sie seien mit ihrer Mutter schon voraus, und so blieben Sie, schlafend auf einem Bettlein von Heu, in der Wohnstube eines Bauernhauses unter der Obhut Ihres Engels.

Als ich in Burgach, dem ersten böhmischen Dorfe mit Ihrer Mutter wieder zusammen traf, sahen wir uns Beide mit Entsetzen in unsern Hoffnungen getäuscht. Ich konnte den Jammer der unglücklichen, trostlosen Frau und die Vorwürfe meines Gewissens nicht ertragen, und ich schwur es dem Ewigen, daß ich meiner Herrschaft nicht mehr unter die Augen treten wolle, bis ich den verlornen Engel ihnen wieder zuführen könne. Und fort eilte ich, ohne umzusehen, gerade nach Treuberg zu. Ich fühlte weder Hunger noch Ermattung, obwohl ich schon zwei Nächte kein Auge geschlossen und seit dem Abend des vorigen Tages keinen Bissen genossen hatte. Noch kann ich nicht begreifen, wie mir altem Manne, der das Marschiren nicht mehr gewohnt war, die Füße den Dienst nicht versagt hatten. Erst mit Einbruch der Nacht erreichte ich das Dorf, das noch immer von seinen Bewohnern verlassen war. Bei der Grabesstille im ganzen Orte kam es mir vor, als ob ich im Reich der Todten wandelte. Ein kalter Schauder schüttelte mir das Mark in den alten Knochen, als ich das Haus betrat, in dem das arme Kind zurückgelassen wurde. Doch war ich meiner noch so viel mächtig, daß ich schnell Licht anzündete, das Holz

unter dem Ofen zusammenraffte und ein tüchtiges Feuer anschürte, um das Kind, das sich meiner Einbildung nach, noch im Hause befinden mußte, wieder zu erwärmen. Zuerst fiel mein Blick auf das Lager von Heu, und als ich dasselbe verlassen fand, durchforschte ich mit der Laterne in der Hand das ganze Haus. In jedem Winkel glaubte ich das Marmorbild der Erstarrten zu erblicken; aber wenn ich meine Arme darnach ausstrecken wollte, war es ein leeres Luftgebild. Endlich kehrte ich ganz besinnungslos in die Stube zurück; meine Kräfte waren erschöpft, die Natur überwältigte mich, ich sank auf das Heu und vergaß in einem festen Schlafe meinen Kummer. — O wie oft habe ich seitdem gewünscht, daß dieser Schlaf mich für immer hätte in seinen Armen behalten mögen! Gott hat es aber anders, und wie ich jetzt erst einsehe, besser gefügt, als ich kurzsichtiger Mensch begreifen konnte. —

Gewaltige Kolbenstöße an Schultern und Rippen rüttelten mich endlich aus meiner, dem Tode ähnlichen Betäubung. Ich schlug die Augen auf, und — welch ein Schrecken! — preußische Soldaten hatten mich umringt und schienen mich mit ihren Blicken zu durchbohren.

„„Ein Spion,“ rief eine rauhe Stimme, „schlagt ihn todt!““

Und von allen Seiten hagelte es Schläge auf mich herab. Das Blut floß mir aus mehreren Wunden vom Kopfe über das Gesicht; ich faltete die Hände und empfahl dem Herrn meine Seele.“

„O Gott!“ seufzte Emma mit einem Blicke voll Thränen, „welche furchtbare Mißhandlungen habt Ihr, guter Alter, um meinetwillen erdulden müssen, o daß es

in meinen Kräften stünde, Euch dafür tausendfältige Freuden zu bereiten!"

„Betrüben Sie sich nicht, edles Fräulein; es war nur die gerechte Strafe für meine Nachläßigkeit. Meine Leiden gränzen noch lange nicht an die Qualen Ihrer geliebten Mutter. Und was die Freuden betrifft, die Sie mir zu bereiten wünschen, so glauben Sie sicherlich, daß ich heute schon einen großen Theil davon genieße, und daß sie das höchste Maß erreichen werden, wenn ich Sie in die Arme Ihrer guten Eltern führe. Ein solcher Genuß ist nicht zu theuer erkauft, wenn ich auch dafür all mein Blut vergossen hätte, wozu es wirklich bald gekommen wäre. Denn die mordlustigen Krieger hätten gewiß ihren Rachedurst an mir Wehrlosen vollkommen gekühlt, wenn nicht im entscheidenden Augenblick ein Offizier in die Stube getreten wäre. Mit den Ausdrücken der höchsten Mißbilligung verwies er unter Androhung strenger Strafe den Unmenschen ihre barbarische Handlung und gebot mir sanft, ihm zum Kommandanten zu folgen. Da er aber sah, daß meine Versuche zum Aufstehen erfolglos waren, ließ er mich dahin tragen. Der Kommandant, ein äußerst wohlwollender Mann, schickte vor Allem nach einem Wundarzt, und da ich ihm sagte, daß ich seit 36 Stunden weder Speise noch Trank über die Lippen gebracht hatte, ließ er mich unverzüglich mit Wein und andern Lebensmitteln versorgen.

Nachdem meine Wunden gewaschen und verbunden und meine Kräfte in etwas wieder hergestellt waren, begann ein strenges Verhör. Das Ergebniß können Sie sich leicht denken. Mein ehrliches Gesicht gab dem Menschenkenner einen vollgiltigen Beweis meiner Aussage; er hielt

sich von meiner Unschuld überzeugt, und wäre es an ihm gelegen, so hätte ich auf der Stelle wieder die Freiheit erlangt. Allein das Kriegsrecht forderte es anders, und so mußte ich als Gefangener behandelt werden. Als solchen würde man mich ohne Gnade unter das preußische Militär gesteckt haben, wenn mein Alter ersprießliche Dienste hätte erwarten lassen. Da man aber auch nicht geneigt war, für das Nichtsthun mich zu ernähren, so wurde ich mit einem Transporte nach N. in Brandenburg geschickt und dort in einer großen Manufaktur, wo man Tücher für die Armee verfertigte, zum Kämmen der Wolle angehalten. So wenig mir diese Arbeit behagen wollte, so war mir doch der Spott noch unerträglicher, womit mich viele Arbeiter gegen den Willen der Vorgesetzten behandelten. Ich ertrug indeß Alles mit Geduld und Stillschweigen, und so stumpfte ich allmählig die Pfeile ihres lieblosen Witzes ab. Ja sie konnten mich in der Folge ganz gut leiden, als ich durch Ausbesserung alter und Anfertigung neuer Körbe der Anstalt von wesentlichem Nutzen war. Dank sei es meinem Vater, daß er mir hierin die nöthige Anleitung gegeben hatte! Später lernte ich auch das Wollspinnen, und das kam mir nach der Rückkehr in die Heimat recht gut zu statten.

So verlebte ich als Gefangener ziemlich leidentlich volle sechs Jahre in fremdem Lande, und ich würde mich zuletzt ganz behaglich gefühlt haben, wenn nicht ein geheimer Wurm beständig an meinem Herzen genagt hätte.

Endlich kam der Friede von Hubertsburg, der allen Gefangenen die Freiheit gab. Ich vernahm die Kunde davon mit Freude und Bangigkeit; denn so sehr sich auch mein Herz nach dem theuren Vaterland sehnte,

von dem ich wider Willen so lange getrennt sein mußte, so konnte ich doch nicht ohne Beben den Gedanken fassen, daß es mir wohl nie gelingen werde, Sie, theures Fräulein, zu finden und Ihren Eltern zuzuführen. O, wie wurde meine Seele mit jedem Tage betrübter, als ich in Treuberg und den umliegenden Dörfern vergebens meine Nachforschungen anstellte. In Burgach schwand endlich der letzte Rest der Hoffnung, wo der biedere Reinhold, bei dem Ihre Mutter eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, mir mit Wehmuth erzählte, daß auch die unglückliche Frau erfolglos Leute ausgesendet habe, Sie zu suchen, und wie sie, da alle ihre Bemühungen gescheitert waren. und sie auch keine Nachricht über ihren Gemahl erlangen konnte, bis zum Sterben betrübt, nach Biederfeld abgereist sei.

Von jetzt an lag der Kummer doppelt schwer auf meinem Herzen. Die arme Frau! ohne Kind, ohne Gemahl! Wer wird sie schützen vor den Ränken des bösen Weibes? so jammerte ich unaufhörlich. Doch wurde ich bald in etwas beruhigt, als ich auf meinen Wanderungen von einem alten Kriegskameraden erfuhr, daß Graf Biederfeld, der ebenfalls gefangen war, nun wieder in die Heimat sich begeben habe. Die schwergeprüfte Dulderin hatte jetzt doch einen Beschützer und Tröster.

Ich wagte mich nicht in die Nähe von Biederfeld, sondern nahm hieher meine Zuflucht zu meinen ehemaligen Jugendfreunden. Sie nahmen mich mit Liebe auf; einer davon wies mir ein Stübchen in seinem Hause an, und die andern ließen mich bis jetzt täglich wechselweise an ihrem Mittagsmahle Theil nehmen. Was ich sonst noch nöthig habe, verdiene ich mir durch Korbflechten und

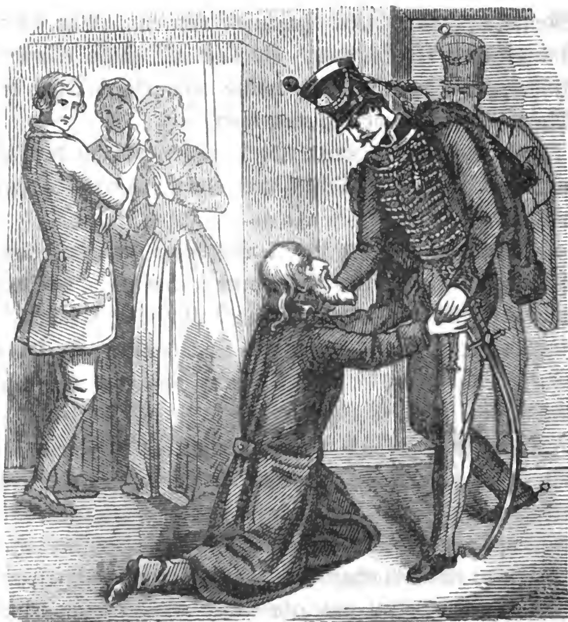
Wollspinnen. — Sehen Sie, so hat der liebe Gott immer väterlich für mich gesorgt, obwohl ich so vieler Gnade nicht würdig bin, wegen des Kummers, den ich über Ihre Eltern gebracht habe. Darum bin ich auch nie müde geworden, für sie zu beten.

Heute hat Gott mein Gebet erhört, mit dem ich zwölf Jahre unter Leiden und Thränen zu ihm gefleht habe. Und nun, du guter Gott! (er faltete andächtig die Hände und erhob seine nassen Augen zum purpurnen Abendhimmel) erhöre meine Bitte und gib meinen alten Füßen Kraft, daß sie mir noch den letzten Dienst erweisen, daß sie mich hintragen den weiten Weg nach Biederfeld, wo zwei trauernde Herzen des Trostes noch mehr bedürfen als ich. Stärke mich zu diesem letzten Gange, laß mich die Freude noch kosten, einen zwölf Jahre lang beweinten Fehler der Leichtgläubigkeit zu sühnen, und das Glück der Wiedervereinigten zu schauen. Dann aber nimm mich auf in die Wohnungen des ewigen Friedens; denn ich habe Alles erlebt, was mein Herz auf dieser Welt noch wünschen konnte!"

Er schwieg. Die feierliche Stille wurde nur durch das laute Schluchzen Emmas und der Gräfin unterbrochen.

8.

Die Ueberraschung.



Graf Wahrmuth drückte dem tieferschütterten, durch die lange Erzählung sehr angegriffenen Invaliden treuherzig die Hand und sprach:

„Mein lieber Sigmund, ohne ein Wunder von Gott, werdet ihr in eurem hohen Alter das Ziel einer beschwerlichen

Reise kaum erreichen, und es hieße Gott versuchen, wenn wir Wunder erwarten wollten, wo er uns zur Erreichung unserer Zwecke ganz einfache, natürliche Mittel an die Hand gegeben hat. Sagt mir, wo liegt Biederfeld, und wie weit mag es von hier entfernt sein?"

„Biederfeld," erwiderte Sigmund, „ist für mich alten Mann wenigstens zehn Tagreisen entfernt. Von Wien sind es noch 18 Stunden. Es liegt auf einem reizenden Hügel, von dem man ein weites anmuthiges Thal des Mannhardwaldes überschauen kann."

Er wollte noch weiter sprechen, als plötzlich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf etwas Anderes gelenkt wurde.

Vom andern Ende des Dorfes herab durch die lange Gasse erschallte lustiges Trompetengeschmetter. Es war militärische Musik, und im festen Takte klang der Marsch eines Reiterregimentes immer näher dem lauschenden Ohre.

„Was ist das?" rief der Graf dem eben eintretenden Wirthe zu.

„Ungebetene Gäste", war die lakonische Antwort des Wirthes, der über ihre Ankunft nicht besonders erfreut schien. „Nichts als Einquartierung; da soll man sich wundern, wenn die Armuth immer größer wird. Hat man sich einen Nothpfennig durch saure Mühe erspart, so kommt der Soldat und zehrt Alles rein auf, und damit ist er oft nicht zufrieden. Das ewige Hin- und Herziehen von einer Garnison in die andere bringt uns noch allen den Bettelsack. Da wird wieder ein halbes Regiment Husaren von X. nach Y. verlegt, und unser armes Dorf soll die unersättlichen Leute heute Nacht aufnehmen und mit Allem versorgen, wonach sie gelüstet. Ich allein

bekomme drei Stabsoffiziere und noch überdieß 40 Gemeine. Es ist wahrhaftig zum Verzweifeln. ."

In diesem Tone würde der dickwanstige Wirth, dessen Fett wahrlich nicht von Kasteiungen herrühren mochte, noch lange seinen Herzenserguß in Strömung erhalten haben, wenn Jemand weiter auf ihn geachtet hätte. Alles drängte sich neugierig an die Fenster, um sich an dem Anblicke der stattlichen Krieger zu weiden. Selbst der Wirth machte keine Ausnahme. Neugierig und mit Wohlgefallen schossen seine Blicke die langen Reihen auf und ab; das Gewitter auf seiner glänzenden Stirne verzog sich und machte wieder heiterem Sonnenschein Platz.

„Barthl" sagte er, indem er einem stämmigen, pausbackigen Jungen von etwa zwölf Jahren auf die Schultern klopfte, „Barthl, wenn du einmal ein Husar wirst, du kannst dich darauf verlassen, das schönste Pferd aus meinem Stalle sollst du haben."

„Aber," entgegnete treuherzig der Knabe, „dann muß ich auch in's Quartier, und die Leute werden schmähen, wie du vorhin gethan hast."

„War nicht so bös gemeint, Barthl," fuhr er begütigend fort, „es sind unsere Landsleute, lauter brave Oesterreicher, für die thut man gerne etwas Uebriges. Sie müssen auch ihre Haut zu Markt tragen, damit wir daheim in Ruhe und Friede leben können. Ist ihnen wohlgegönnt, was sie bekommen."

Und das war auch sein Ernst; denn er war im Grunde ein herzensguter Mann, der wohl manchmal den Mund etwas zu voll nahm, der aber, so wie jeder gute Oesterreicher, freudig Gut und Blut für seine Kaiserin gegeben hätte, besonders, da ihm schon einmal die Gnade

zu Theil geworden war, ihre Hand zu küssen, als sie einst in seinem Gasthaus ihren Morgenimbiß zu sich nahm.

Mittlerweile hatten die Husaren eine schnurgerade Linie, immer zwei Mann hintereinander, über den großen Platz und die lange Gasse hinauf gebildet. Die Stabs-Offiziere flogen daran auf und nieder. Auf einmal hielten sie der Linie gegenüber still. Die Musik spielte von neuem — sie verstummte wieder.

„Zum Gebet!“ erscholl das Wort des Befehlshabers, „zum Gebet!“ wiederholten die anderen Offiziere.

Mit Einer Bewegung legte die ganze lange Reihe die Hand an den Tschakko. Alle senkten andächtig das Haupt. Kein Laut war hörbar; selbst die Pferde unterließen ihr ungeduldiges Stampfen. Das war ein herzerhebender Anblick! Dem alten Sigmund standen Freude-Thränen in den Augen.

„Ach,“ seufzte er, als die einfallende Musik die heilige Stille wieder unterbrach, „wenn es doch Dragoner wären, vielleicht würde ich einen und den andern alten Kriegs-Kameraden darunter finden.“

Jetzt wurden die Quartierzettel vertheilt. Nr. 1: zehn Mann; Nr. 2: acht Mann u. s. f. Das war die Loosung zur allgemeinen Bewegung des dichten Haufens, der ruhig gaffend bisher den Soldaten gegenüber gestanden war. Die kräftigen Buben drängten sich in die vorderste Reihe, und der Eine rief: Nr. 1 mir nach; der Andere Nr. 2 mir nach, und so war für jedes Nummer der Wegweiser schon in Bereitschaft; je mehr ihm folgten, desto größer war seine Freude, desto stolzer seine Miene, wenn schon die Eltern darüber die Hände über den Kopf zusammenschlagen mochten. Diese waren in der That in

keiner geringen Verlegenheit, eine so zahlreiche Mannschaft und noch dazu so viele Pferde unterzubringen. Doch, wo der Bauer keinen Rath findet, weiß der Soldat sich zu helfen.

Vor dem Wirthshause wurde es allmählig ruhiger; die drei Stabsoffiziere stiegen von ihren Pferden und übergaben sie der Obhut ihrer Diener. Unter der Hausthüre stand der Wirth, die Mütze zwischen den Daumen und Zeigefingern drehend, und begrüßte mit vielen Bücklingen die drei Herren:

„Wollen Ew. Exzellenzen im Schlafzimmer speisen, oder soll ich im Extrastübchen decken lassen? Wie Sie befehlen."

„Wo essen meine Husaren," fragte der Oberst.

„In der Zechstube" war die Antwort.

„Nun, so deckt für mich und diese Herrn, im Extrastübchen; wir sind gern nahe bei unsern Leuten. Ist aber noch Platz dort für uns? Habt Ihr keine Gäste?"

„Eine Herrschaft, aber es ist noch Platz genug."

„Saget der Herrschaft, wenn wir sie nicht stören, wollen wir ihr Gesellschaft leisten."

Der geschäftige Wirth entledigte sich sogleich seines Auftrages und kam augenblicklich mit der Meldung:

„Den Herrschaften macht es das größte Vergnügen, wenn Ew. Exzellenzen sie mit Ihrer Gegenwart beehren."

Am Eingange des Stübchens blieb der Oberst stehen, grüßte mit kavaliermäßigem Anstand die Anwesenden und bat mit der ihm eigenen Artigkeit um Entschuldigung seiner Freiheit.

Er hatte aber noch nicht ausgeredet, als der alte Sigmund zu seinen Füßen stürzte, seine Knie umfaßte und mit herzdurchdringender Stimme ausrief:

„Verzeihung edler Herr! verzeiht dem nachläßigen Diener, der so viel Kummer über Euch brachte!"

Der Oberst war durch dieses unerwartete Zusammentreffen so erschüttert, daß er sich im Augenblicke kaum zu fassen wußte. Doch griff er dem zitternden Greise schnell unter die Arme, drückte ihn fest an sein Herz und küßte ihn, wie ein guter Sohn seinen todtgeglaubten und wiedergefundenen Vater.

„Mein lieber, treuer Sigmund, Gott hat seine Hand schwer auf mich gelegt; ich habe viel, unendlich viel, ja Alles verloren; aber du mein Gefährte trägst gewiß keine Schuld daran."

„Ja Herr," ereiferte sich Sigmund wieder, „ich allein bin Schuld, meine Leichtgläubigkeit verursachte das ganze Unheil."

Er war so aufgeregt, daß er nur seines Fehlers und des dadurch verursachten Unglückes, nicht aber des Glückes gedachte, das Gott ihm heute bescheert hatte. Nur mit Mühe konnte der Oberst aus seinen unklaren Worten den Zusammenhang errathen.

Nachdem die heftige Aufregung des guten Alten sich etwas gelegt hatte, nahm Theodor wieder das Wort und sagte:

„Guter Sigmund! beruhige dich. Gott hat es so gefügt. Ich war nicht werth ein solches Kleinod zu besitzen; darum nahm er es mir, und wenn du auch eine Schuld daran zu haben glaubst; du hast tausendfältig dafür gebüßt. Aber warum kamst du nicht zu mir, da hätte ich doch meinen Schmerz mit einer treuergebenen Seele theilen können."

„O ich habe geschworen, Ihnen nicht mehr unter

die Augen zu treten, bis ich Ihre Tochter Ihnen wieder zuführen könnte."

„Und jetzt" erwiederte Biederfeld, „hat es Gott doch anders gefügt."

„Nicht doch," versetzte Sigmund, sich seiner plötzlich wieder bewußt, „nicht doch mein Herr. Gott hat heute mein Gebet erhört."

„Wäre es möglich! hast du sie gefunden, wo ist sie? Ich will sie sehen!"

„Mäßigen Sie sich, Herr, und blicken Sie einmal ruhig um sich!"

Der Graf hatte bei seinem Eintritte Emma nicht von Angesicht sehen können; sie war mit dem Rücken der Thüre zugewendet, und als sie sich erhob, um seinem Gruß zu erwiedern, lag Sigmund schon zu seinen Füßen, und fesselte natürlich seine ganze Aufmerksamkeit. Jetzt stand sie zitternd am untern Ende des Tisches und hielt sich mit beiden Händen an einem Stuhl.

Als der Oberst sie jetzt näher ins Auge faßte, bebte er an allen Gliedern, und rief:

„Gott! ist es Täuschung oder Wirklichkeit? Geist meiner Gemahlin Laura! So standest du vor mir am Traualtar!"

„Es ist keine Täuschung, es ist die pure Wirklichkeit," versetzte Sigmund, „es ist das leibhaftige Ebenbild Ihrer Laura; es ist Emma, Ihre Tochter.

„Emma! meine Tochter," wiederholte Biederfeld, und mit diesen Worten lagen die Glücklichen sich in den Armen. Beide waren von den heftigsten Gefühlen so überwältiget, daß keines ein Wort hervorzubringen vermochte. Auch für die Uebrigen war das eine tieferschütternde Scene.

Kein Auge blieb trocken. Selbst den beiden mit eingetretenen Offizieren flimmerte eine Thräne an den Wimpern. Aber noch mehr gerührt waren der Graf Wahrmuth und seine Gemahlin. Ein neuer Hoffnungsstrahl fiel in ihre Seele, und aus ihren nassen Augen sprach deutlich der Gedanke: „Auch wir werden den verlornen Sohn wieder finden!" Im Vorgefühl dieser Freude, empfanden sie lebhaft die Wonne, in der Graf Biederfeld und seine Tochter jetzt schwelgten. Alle schwiegen. Siegmund unterbrach zuerst die heilige Stille, indem er anfieng Gott laut zu loben und zu preisen.

„Herr! Du bist groß und mächtig," sprach er, „Deine Weisheit führet Alles herrlich hinaus. Du prüfest die, die Du lieb hast, und überhäufest sie dann mit Deinen Wohlthaten! Gelobt sei Deine unendliche Güte mit der Du unsere Gebete erhört, unsere Thränen getrocknet und unsere Traurigkeit in namenlose Freude verwandelt hast. Ich will nicht mehr aufhören, Dich zu preisen und Dir zu danken alle Tage meines Lebens. Ja mein ganzes Leben soll ein Lob und Dankgebet sein. O! wenn ich nur Flügel hätte, um dieses frohe Ereigniß heute noch, der vielgeprüften Mutter, meiner gnädigen Gebieterin zu überbringen!"

Bei den letzten Worten Sigmunds zeigte sich eine sichtbare Unruhe in dem Antlitze des Obersten. Ein furchtbarer Kampf zwischen Schmerz und Freude, zwischen Furcht und Hoffnung zerschnitt seine Seele und spiegelte sich in seinen Mienen. Er wollte reden und schwieg wieder.

„Ich werde meine Mutter wieder sehen, ich werde an ihre Brust sinken und an ihrem Halse Freudenthränen weinen!" frohlockte Emma, „o welche Seligkeit!"

„Ja Kind! du wirst diese Seligkeit genießen. Deine fromme Zuversicht bürgt mir dafür.“

„Und Du Vater gehst mit mir, nicht wahr? und kein böser Krieg soll uns mehr trennen!“

„Jetzt erlaubt es mein Dienst nicht. Morgen schon muß ich die wiedergefundene Tochter verlassen. Aber, wie ich hoffe, nur auf kurze Zeit; sobald ich am Orte meiner Bestimmung angelangt bin, bitte ich um Urlaub, und unter solchen Umständen wird er mir gewiß gestattet. Dann eile ich Tag und Nacht, um recht bald bei dir zu sein. Ehe ich aber Anstalten zu deiner Abreise treffe, muß ich doch zuerst wissen, in welchen Verhältnissen du zu dieser edlen Herrschaft stehst. Wie mir scheint, bist du in ihrem Dienst, und da steht ihr das Recht der Entscheidung zu.“

„O,“ fiel Gräfin Wahrmuth ihm in's Wort, „betrachten Sie Ihre vortreffliche Tochter nicht als mein Dienstmädchen; sie ist meine Freundin, mein tröstender Engel, den mir Gott in meinem bitteren Leiden zugesendet hat.“

„Also, drücken auch Sie Leiden, edle Frau? Ich bitte Sie, lassen Sie mich Theil an Ihrem Kummer nehmen.“

Nachdem die Gräfin mit wenigen Worten dem Obersten über ihren Stand und ihre Familienverhältnisse Aufklärung gegeben und ihren Jammer ausgeschüttet hatte, fügte sie bei:

„In diesem trostlosen Zustande sandte mir Gott Ihre Tochter, die meinen gebeugten Muth wieder aufgerichtet, und mein Herz mit Trost und Zuversicht erfüllt hat. Ein solcher Engel konnte nur in der stillen Einsamkeit gedeihen. Darum hat sie Gott weggeführt aus

dem wilden Kriegsgetümmel, wo ihr reines Gemüth so leicht hätte getrübt werden können, und sie in ein geräuschloses Thal versetzt, wo sie unter der Obhut treuer Pflegeältern, geleitet durch die himmlischen Lehren eines greisen Seelenhirten, aufblühte mit den gewürzhaften Blumen des Gebirges, ihm und den Menschen zur Freude. O, Sie werden es der Vorsehung noch danken, daß sie es so gefügt hat. Mir aber werden Sie verzeihen, wenn ich mit Angst der Stunde gedenke, die mich von ihr trennen soll."

„Die Trennung wird so schnell nicht erfolgen, wendete Graf Wahrmuth ein, wenn anders Sie Herr Oberst damit einverstanden sind. Ich habe mir meinen Plan schon ausgedacht. Statt über Prag, wie ich es bisher im Sinne hatte, reise ich über Wien nach Schlesien, und da kann über Biederfeld der Umweg nicht gar groß sein. Und wenn er auch einige Tagreisen betragen sollte; ich gehe dahin, und Sigmund reiset mit. So bleiben wir alle beisammen, bis Sie auch dahin kommen. Ihre theure Gemahlin wird uns schon einen Winkel im Schlosse anweisen. Das Weitere überlasse ich Gott."

„Ach," seufzte der Oberst, „daß sich in das fröhliche Ereigniß so große Bitterkeit mischen muß! Meine Laura ist nicht in Biederfeld!"

„Meine Mutter ist nicht in Biederfeld?" rief Emma in voller Angst. „O sag mir, wo ist sie, daß ich sie aufsuche und sie von ihrem Schmerz befreie! Oder lebt sie vielleicht nicht mehr? Hat der Kummer ihr Herz schon gebrochen? O rede, reiß mich aus der peinlichen Ungewißheit!"

Unterdessen wurden die Speisen aufgetragen und der Oberst ermahnte seine Tochter, jetzt zu essen; nach geendeter

Mahlzeit werde er ihr erzählen, was ihm bekannt geworden sei. — Man kann sich denken, daß seine Aufforderung wenig beachtet wurde. Hätten nicht die beiden Offiziere dem Magen seinen gebührenden Zoll entrichtet, so wären die Speisen fast unberührt in die Küche zurückgekommen. Die Wirthin war darüber nicht wenig betrübt, daß ihrer Kochkunst keine größere Ehre angethan wurde.

9.

Strafe der Habsucht.



Nachdem der Tisch abgedeckt war, und die Dienstleute des Wirthes sich aus dem Kabinet entfernt hatten, begann Graf Biederfeld folgende Erzählung:

„Wir Oesterreicher hatten im Jahre 1757 wieder bedeutende Fortschritte gemacht, und das Kriegsglück war

uns auf verschiedenen Punkten günstig gewesen. Der preußische General von Winterfeld verlor bei Görlitz Schlacht und Leben; der Herzog von Bevern wurde bei Breslau geschlagen; er selbst gerieth in Gefangenschaft und Breslau fiel in unsere Hände. Gleiches Schicksal hatte die Festung Schweidnitz. Schlesien schien für Preußen so gut als verloren. In dieser Lage faßte Friedrich II. den kühnen Entschluß, mit seiner noch übrigen geringen Macht uns zu schlagen oder sich von unsern Batterien begraben zu lassen, und rückte uns in Eilmärschen entgegen. Wir standen, 92,000 Mann stark, vor Breslau, während uns Friedrich nur 33,000 Mann entgegenführen konnte. Unser Reichsgeneral-Feldmarschall, Prinz Karl von Lothringen, der sein Feldherrntalent schon so oft erprobt hatte, kam dießmal auf den unglücklichsten Einfall von der Welt. Um den Krieg mit einem Schlage zu beenden, verließ er seine feste Stellung unter den Kanonen von Breslau und ging dem Feinde bis Lissa und Leuthen entgegen. Wie theuer wir diese Unvorsichtigkeit büßen mußten, darf ich nicht wiederholen. Oft habe ich seitdem schon bedauert, daß ich damals aus meiner Betäubung wieder erwacht und in schmähliche Gefangenschaft gerathen bin, die mich auf Jahre dem Dienste des Vaterlandes entzog. Mit mehreren meiner Unglücksgefährten in einer Festung streng bewacht, war mir nicht einmal der süße Trost gegönnt, meinen Angehörigen Nachricht über meine traurige Lage geben zu dürfen, für die ich schon aus dem Buche der Lebendigen gestrichen war, da mein Name, wie ich später erfuhr, auf die Liste der Gefallenen gesetzt wurde. Der Irrthum war übrigens sehr verzeihlich. Ein Streifschuß am Kopfe hatte mich niedergestreckt; man sah mich

fallen, aber es war bei dem rasenden Anstürmen der Feinde nicht möglich, mich zurück zu bringen. Doch die Hand des Herrn hielt meinen Lebensfaden, sonst wäre ich sicher zertreten oder zerquetscht, oder mit den Tausenden, die das Schlachtfeld bedeckten, lebendig verscharrt worden. Das Letztere wäre mir auch sicher begegnet, wenn einige preußische Soldaten, die noch Lebenszeichen an mir zu bemerken glaubten, mich nicht zu ihren Verwundeten gebracht hätten."

Nach Beendigung des Krieges erhielt ich wieder die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich eilte natürlich ohne Rast und Ruhe der Heimat zu, wo ich mein geliebtes Weib und mein einziges Kind zu umarmen hoffte. Bittere Täuschung! Als ich den Schloßhof betrat, begegneten mir lauter fremde Gesichter, kein Mensch kannte mich, kein Mensch wollte mir glauben, daß ich der Herr des Schlosses sei. Ich nannte meinen Namen; man lachte mich aus und schalt mich einen Wahnsinnigen, einen Betrüger, der seine Rolle schlecht zu spielen verstehe. Graf Biederfeld, hieß es, sei schon längst im Reiche der Schatten; das Schloß gehöre der Gräfin Hartstein und ihrem Sohne. Diese Gräfin Hartstein war meine Verwandte und wirklich nach meinem und der Meinigen Tode der nächste Erbe. Wo sollten aber Weib und Tochter hingekommen sein? Schreckliche Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Sollte das habsüchtige Weib zu einer niederträchtigen Handlung ihre Zuflucht genommen haben, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen? Möglich war es allerdings; denn ich las bei meinem Abschiede in ihren Augen deutlich den christlichen Wunsch um ein glückliches Sterbstündlein für mich und die Meinigen. Auf die Frage nach meinen Lieben

wußten die Leute noch weniger Bescheid. Sie waren alle erst kurze Zeit hier im Dienste und konnten über das, was früher vorgefallen war, nicht im Geringsten Rechenschaft geben. Da mein weiteres Fragen unnütze Mühe gewesen wäre, so wollte ich mich geradezu in das Innere des Schlosses begeben. Aber die Leute vertraten mir frech den Weg und bedeuteten mir ziemlich verständlich, daß sie mich, ihrer Weisung gemäß, hinauswerfen würden, wenn ich meine Zudringlichkeit nicht gutwillig unterlassen wollte. Ich muß gestehen, daß eine solche Behandlung auf meinem Eigenthum die Sehne meiner Geduld auf's höchste spannte. Schon war ich im Begriffe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als das Erscheinen eines alten Mannes dem unangenehmen Auftritt plötzlich eine andere Wendung gab. Der Eingetretene war Hans, der alte Pächter meiner Mühle. Er erkannte mich ungeachtet meiner schlechten Kleidung den Augenblick und stürzte mit einem Freudenschrei auf mich zu.

„Gott grüß Euch, mein guter, edler Herr," rief er im Uebermaß seiner Freude, „Ihr lebt, Ihr seid wieder bei uns; nun kehrt die Freude wieder in Biederfeld ein."

Die anmaßenden Dienstleute traten nun scheu und ehrerbietig zurück; der überglückliche Müller aber fuhr in seiner Redseligkeit fort:

„Ach Herr, seit Eurer Abwesenheit ging es hier nicht mit rechten Dingen zu. Die gute Gräfin Laura, Eure fromme Gemahlin, kam aus dem schrecklichen Kriege allein zurück. Wo der kleine Engel, die holdselige Emma geblieben ist, habe ich nicht gehört. Bald darauf traf die Nachricht von Eurem Tode ein, und nun kommt das Schrecklichste: Die unglückliche Frau konnte sich über ihre

Verehlichung nicht ausweisen, und wenn sie es gekonnt hätte, so wäre das für sie von keinem Nutzen gewesen, da sie ohne Kind zurückgekommen war. Gräfin Hartstein wurde von der Obrigkeit als rechtmäßige Erbin anerkannt und nun behandelte sie die Verlassene mit Schimpf und Spott und trieb sie, einer Landstreicherin gleich, aus dem Schlosse."

„Gott! meine unglückliche Mutter," rief Emma laut weinend, „wodurch hast du so namenlose Trübsal verschuldet?"

„Beruhige dich, mein Kind!" entgegnete der Graf, „die unendliche Vaterliebe Gottes hat dich wieder in meine Arme geführt, sie wird auch das Leiden deiner Mutter in Freude verwandeln."

Höre mich weiter! Während der treuherzige Hans so mit mir sprach, hatte die Neugierde fast alle Dienstboten in den Schloßhof gelockt. Sie umringten mich gaffend von Ferne und flüsterten sich geheimnißvoll, aber nicht ohne sichtbare Freude, die unerwartete Neuigkeit zu. Da schritt zufällig das böse Weib die breite, steinerne Treppe herab, sah die müßigen Dienstleute und den Gegenstand ihrer Neugierde und gerieth darüber gleich einer Furie in eine solche Wuth, daß sie wie unsinnig zu toben und zu schimpfen anfing. Sie mochte sonst pünktlichen Gehorsam gewohnt sein; jetzt aber rührte sich kein Fuß, so sehr sie auch schrie und zappelte. Niemand ging an seine Arbeit; Niemand legte Hand an, um den Vagabunden, wie sie mich betitelte, hinauszuwerfen. Das steigerte ihren Zorn auf's höchste; es lief ihr grün und gelb über die blassen, von Neid eingefallenen Wangen, die kreideweißen Lippen sperrten sich krampfhaft auseinander, und aus der

Kehle drang ein unverständliches, schrillerndes Gekräusch, während aus den tiefen, grauen Augen stechende Funken sprühten, als kämen sie aus dem Abgrunde der Hölle. Sie zitterte an allen Gliedern; dennoch hatte sie den Muth, unsichern Schrittes auf mich zuzuwanken. Ich ging ihr nicht entgegen, sondern blieb stehen und sah ihr mit strafendem Blick in das verzerrte Angesicht. Als sie auf drei Schritte sich mir genähert hatte, erkannte sie mich; sie that einen lauten, gellenden Schrei und stürzte, wie vom Blitze getroffen, zu Boden. So sehr ich Ursache hatte, dem gottlosen Weibe zu zürnen, so faßte mich doch bei diesem Anblicke das Mitleid; ich sprang hinzu, griff ihr unter den Kopf und stützte denselben. Da rollte sie die Augen noch ein paarmal gräßlich hin und her und heftete dann einen durchdringenden, bittenden Blick auf mich, indem ihre Lippen fieberhaft zuckten.

Ich verstand sie und sagte ihr unter einem versöhnenden Händedruck, daß ich ihr von ganzem Herzen verzeihe, und daß auch meine Gemahlin, die ja täglich für ihre Feinde bete, ihrer gewiß nicht gezürnt habe. Auf diese Erklärung hin nahm ihr brechendes Auge den Ausdruck der Beruhigung an — noch ein tiefer Athemzug bewegte die Brust, die Glieder dehnten sich, und ihre Seele stand vor dem ewigen Richter, der ihr gewiß gnädig sein wird, da sie reuevoll vor ihm erschienen war. Die Dienstboten sahen mit Grausen dem erschütternden Schauspiele zu. Als ich sie aufforderte, den entseelten Körper in ein Zimmer zu tragen, wichen sie alle entsetzt zurück, und Keiner war zu bewegen, Hand an seine erstarrte Gebieterin zu legen. Es blieb mir also kein anderes Mittel, als mit Hilfe des ehrlichen Hans die Leiche selbst

in das Schloß zu tragen. In dem Augenblicke, als ich mich dazu anschickte, sprengte der leichtfertige Karl, der Sohn der Verblichenen, auf einem feurigen Rappen zum Schloßthore herein. Der Anblick seiner todten Mutter und wenige Worte aus dem Munde des Müllers gaben ihm bald hinreichend Licht über den grauenhaften Vorfall. Ohne sich um seine Mutter weiter zu bekümmern, gab er dem Pferde den Sporn und flog wieder zum Thore hinaus. Was aus ihm geworden, kann ich nicht sagen; ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Vielleicht lebt er in Wien von den Zinsen einiger Kapitalien, die seine vorsichtige Mutter, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, dort von meinem Vermögen auf seinen Namen angelegt hat. Doch darüber will ich keine Nachforschungen anstellen.

Daß ich vom Gerichte sogleich wieder als rechtmäßiger und alleiniger Besitzer des Schlosses und aller dazu gehörigen Güter anerkannt wurde, brauche ich kaum zu erwähnen. Aber Biederfeld war für mich jetzt verödet. Seine prachtvollen Gärten, seine zauberischen Anlagen, seine Hügel und Thäler, seine Bäche und Teiche, — Alles, was einst den muntern Knaben, den frohen Jüngling, den glücklichen Ehegatten entzückte, hatte für mich jeden Reiz verloren. Dagegen wäre die niedrigste Hütte, das ärmlichste Stübchen mir zum Paradiese geworden, wenn ich dort meine Lieben hätte finden können. Ich durchreiste Deutschland nach allen Richtungen; ich bot alle Mittel auf, ihren Aufenthalt auszukundschaften — vergebens — nur jenseits des Grabes winkte mir die Wonne der Wiedervereinigung. Von nun an widmete ich mich mit allem Eifer meinen militärischen Pflichten, rückte bald in höhere Grade vor, und wurde erst vor Kurzem zum

Obersten des Husaren-Regimentes ernannt, von dem ich einen Theil nach Z. zu führen beauftragt bin. Seit fünf Jahren habe ich auch nicht um einen Tag Urlaub gebeten, und darum hoffe ich mit Zuversicht, daß meine gnädige Kaiserin gewiß meine Bitte erhören wird, wenn ich ihr das Glück berichte, das heute der Himmel mir bescheert hat. Sie wird mich auf kurze Zeit meines Dienstes entheben, und dann werde ich dir nacheilen, und dort in meiner Heimat eine Seligkeit genießen, die so lange meinem Herzen fremd war. Und Du guter Gott, fuhr er fort, indem er seine Augen zum Himmel erhob, laß an dieser Seligkeit auch meine Laura Theil nehmen; führe mich oder meine Tochter zu jenem verborgenen Winkel, der bisher ihre Klagen gehört, und ihre Thränen gesehen hat. Du hast heute so unerwartet meine Tochter in meine Arme geführt; Du wirst auch einem trauernden Gatten seine tugendhafte Lebensgefährtin, einem frommen Kinde seine heißgeliebte Mutter wieder schenken!"

Die Zeit war schon bedeutend vorgerückt, und die Natur fing bei den meisten der Anwesenden an, ihre Rechte geltend zu machen. Nur Graf Biederfeld, Emma und der treue Sigmund, waren so aufgeregt, daß bei ihnen das Bedürfniß des Schlafes nicht die Oberhand über den Drang zur gegenseitigen Mittheilung gewinnen konnte; besonders sehnte sich der glückliche Vater, die merkwürdigen Schicksale seiner Tochter zu erfahren, und Sigmund hatte nicht weniger Verlangen darnach. Als die gegenseitigen Anordnungen für den folgenden Tag getroffen waren und die Uebrigen sich entfernt hatten, erzählte Emma alle ihre Schicksale von dem Morgen angefangen, an dem sie ganz verlassen auf ihrem Lager von

Heu erwachte, bis zu dem Augenblicke, da sie Gott in die Arme des geliebten Vaters geführt hat, mit solch einer kindlichen Einfachheit, daß der Graf bald mit nassen Augen dankbar zum Himmel blickte, bald wieder in freudiger Rührung die gute Tochter an sein väterliches Herz drückte. Besonders ergreifend sprach sie von ihren biedern Pflegeeltern und dem frommen Vater Antonius und von der aufopfernden Liebe, mit welcher diese edle Personen für ihr körperliches und geistiges Wohl gesorgt hatten.

„Ach," fügte sie am Schlusse ihrer Erzählung bei, „wenn Mutter Martha und Vater Gottfried sich für immer von mir trennen müssen, wird bald der blasse Mond ihr stilles Grab bescheinen!" — Der Schmerz überwältigte sie, und schluchzend barg sie ihr Angesicht an des Vaters Brust.

„Sei unbesorgt mein Kind," tröstete sie hierauf der Oberst, „du darfst sie nicht verlassen; wir werden, so Gott will, Alle beisamen bleiben. Bete nur, daß der gute Vater im Himmel auch bald die Leiden deiner leiblichen Mutter ende und sie Theil nehmen lasse an der Freude, die er uns schon bescheert hat! Erst, wann sie bei uns ist, wird das Maß unseres Glückes voll werden."

„O!" sprach Emma mit inniger Zuversicht, „ich werde nicht aufhören zu beten Tag und Nacht, bis die Stimme meines Herzens, die mir stets das Glück des Wiedersehens verheißt, zur Wahrheit geworden ist!"

Jetzt verkündeten die dumpfen Schläge der Thurmuhr die Stunde der Mitternacht und mahnten zum Genusse der Ruhe, die dem Grafen nach einem beschwerlichen Ritte um so mehr nöthig war, da er und seine Husaren

mit den ersten Strahlen der Frühsonne den Marsch antreten wollten.

Die drei beglückten Traurigen folgten dieser Mahnung, um auf dem weichen Lager sich wenigstens still den Eindrücken wechselnder Gefühle zu überlassen.

10.

Die Kranke.



Das Gold der Morgenröthe schimmerte in den Thränen der Scheidenden, als der Schall der Trompeten die Husaren zum Abmarsche rief. Der Oberst drückte seine Tochter noch einmal an sein Herz, ertheilte ihr seinen väterlichen Segen und empfahl sie dem Schutze

des Allmächtigen sowie der Obhut des Grafen Wahrmuth und dessen Gemahlin; dem glücklichen Sigmund aber gebot er scherzweise, von nun an durch falsche Nachrichten sich nicht mehr täuschen zu lassen und Emma wohl im Auge zu behalten. Dann schwang er sich mit den Worten: „Bald bin ich bei Euch in Biederfeld!“ auf seinen vor freudiger Ungeduld stampfenden Rappen, und wenige Minuten darauf bewegte sich der lange Zug der schmucken Reiter zum Dorfe hinaus.

Graf Wahrmuth schrieb noch vor seiner Abreise dem Administrator seiner Güter, und ertheilte ihm Nachricht, daß seine Ankunft in der Heimat etwas weiter hinausgerückt werde, als bisher bestimmt war, da er entschlossen sei, in Biederfeld längere Zeit zu verweilen. Sollte der Administrator in wichtigen Angelegenheiten sich an ihn wenden müssen, so möge er seine Berichte nach Biederfeld senden.

Die neugierigen Dorfbewohner, welche der Abmarsch der Husaren schon so früh auf die Beine gejagt hatte, umgaben in dichten Haufen den Reisewagen des Grafen, und alle schlugen vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen, als sie den alten, armen Sigmund, der ihnen einen freundlichen Abschied zuwinkte, auch einsteigen sahen. Wir lassen die Staunenden stehen und folgen dem dahin rollenden Wagen, dessen Richtung eine wirbelnde Staubwolke anzeigt.

Die schöne Morgenröthe und jetzt der matte wässerige Glanz der Sonnenstrahlen, die ein eigenthümliches Licht über die Landschaft goßen, waren unsern Reisenden keine guten Vorzeichen für die Dauer der schönen Witterung, und sie fürchteten, der Reiz der Gegend werde

nicht lange mehr sie mit seinem Zauber erheitern. Schon zog sich ein blauschwarzer Vorhang über den westlichen Himmel, und ein grauer Flor trübte bald das freundliche Antlitz der Sonne. Immer dichter und dichter wurde das Gewölk, und der Kutscher fand für gut, den aufgeschlagenen Reisewagen zu schließen. Diese Vorsicht war nicht im Geringsten zu früh angewendet; denn kaum war er mit seiner Arbeit fertig, als schon schwere Tropfen auf dem Lederdache zerplatzten, und wenige Augenblicke nachher peitschte der Wind den herabstürzenden Regen mit solcher Heftigkeit an die Wagenfenster, daß die im Wagen Sitzenden sich nicht ganz vor Nässe bewahren konnten. Wie Brunnen rieselte das Wasser über die aus Wachsleinwand gefertigten Mäntel des Kutschers und des Bedienten herab. Hätte nicht Alle eine unnennbare Sehnsucht vorwärts getrieben, sie würden im nächsten Dorfe Halt gemacht und eine bessere Witterung abgewartet haben. So aber nöthigte sie ein unwiderstehlicher Drang zur Fortsetzung der Reise.

Zwei Tage goß der Regen in Strömen herab; die armen Pferde, denen bei dieser Anstrengung auch nicht mehr Ruhe gegönnt wurde, als bei heiterm Wetter, konnten auf den fast grundlos gewordenen Straßen den schweren Wagen kaum mehr nachschleppen: da wälzte am dritten Morgen die Gewalt des Elementes den Eilenden ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg. Der nahe Fluß hatte stellenweise die Dämme durchbrochen und seinen brausenden Inhalt über die Straße ergossen. Das Wasser reichte den Pferden bis an den Bauch, drang sogar in den untern Theil des Wagens und drohte ihn umzustürzen. Nicht ohne Lebensgefahr erreichten die Geängstigten endlich das Posthaus eines etwas höher gelegenen

Dörfchens, und dort erfuhren sie zu ihrer noch größern Betrübniß, daß die wilden Fluthen die Brücke zerstört hatten, und daß zu ihrer Wiederherstellung wohl mehrere Tage verfließen werden. Da half nun alles Drängen und Treiben nichts mehr; sie mußten sich in ihr Schicksal ergeben und noch überdieß froh sein, daß bei dem Zusammenströmen mehrerer Reisender, die gleichfalls aufgehalten waren, für sie noch hinreichend Platz in dem ziemlich geräumigen Posthause ausfindig gemacht werden konnte. So rührig wie diesesmal ging es hier schon seit Jahren nicht mehr zu. Besonders war die Thätigkeit der Frau Postmeisterin in Anspruch genommen. Sie hatte alle Hände voll Arbeit und konnte fast gar nicht mehr aus der Küche kommen. Dabei quälte sie eine innere Unruhe, welche machte, daß ihr bei aller Geschäftigkeit dennoch nichts aus der Hand gehen wollte. Emma, die einen großen Theil ihres Lebens der Pflege der Leidenden gewidmet hatte, erkannte durch ihren geübten Blick sogleich den beängstigten Gemüthszustand der guten Frau, und war daher entschlossen, ihr hilfreich an die Hand zu gehen. Als sie in dieser Absicht die Schwelle der Küchenthüre überschreiten wollte, kam eilig ein blondlockiges Mädchen daher und bat ihre Mutter recht dringend und mit dem Ausdrucke ängstlicher Besorgniß für die kranke Maria um eine Suppe. So sehr auch die Postmeisterin mit Arbeit überhäuft war, so legte sie doch Alles, womit sie eben beschäftiget war, augenblicklich aus der Hand, um dem Wunsche des Kindes zu willfahren.

„Hat Maria selbst nach einer Suppe verlangt?“ fragte sie, indem ein Strahl der Hoffnung ihre Gesichtszüge erheiterte.

„Ja, Mutter," antwortete das Kind. „Nicht wahr, jetzt darf meine Maria nicht sterben, weil sie wieder essen will; ich habe heute in der Kirche recht andächtig für sie gebetet."

„Das ist recht mein Kind," erwiederte lächelnd die Mutter, „aber du bist noch so klein, du wirst sie nicht aufrichten und ihr die Suppe nicht reichen können! O Gott! Und ich muß hier bleiben und kann ihr nicht beistehen! Die arme Frau!

Während dieses kurzen Gespräches hatte die Postmeisterin einige Semmelschnittchen gebräunt, in ein kleines Schüsselchen gethan und Fleischbrühe darauf gegossen. Sie stellte das Schüsselchen auf einen Teller und wollte es dem harrenden Mädchen reichen, als Emma hinzutrat und im bescheidenen, liebreichen Tone fragte, ob es ihr während ihres kurzen Aufenthaltes nicht erlaubt sei, die kranke Frau zu pflegen.

Die Wirthin blickte überrascht auf das freundliche Geschöpf, das holdselig, wie ein Engel vor ihr stand, und schnell einwilligend rief sie freudig:

„O thun Sie das! Sie entheben mich einer peinlichen Unruhe und Gott wird Sie dafür belohnen!"

Emma nahm mit der Rechten das Schüsselchen, faßte mit der Linken die Hand des Mädchens und sagte vertraulich:

„Komm, mein liebes Kind, führe mich zu deiner kranken Maria!"

Das erfreute Röschen, so hieß die Kleine, hüpfte vergnügt an Emmas Hand die Stiege hinauf und rief beim Eintritte in ein kleines, aber niedliches Zimmerchen:

„Maria! Da sieh! ein schönes Fräulein bringt dir die Suppe und will bei dir bleiben, bis die Mutter wieder

Zeit hat, zu dir zu kommen. Nun mußt du 'aber essen, daß du wieder gesund wirst!"

Das Zimmer war wegen der geschlossenen Vorhänge etwas düster; dessenungeachtet bemerkte Emma, daß ein sanftes Lächeln der Kranken sie willkommen hieß. Mit der ihr eigenthümlichen Freundlichkeit, womit sie stets das Vertrauen der Leidenden zu gewinnen wußte, trat Emma zu ihr hin mit den Worten:

„Gute Mutter," nehmt es nicht übel, wenn ich eine Zeit lang die Stelle Eurer Pflegerin übernehmen will. Verschmäht meine hilfreiche Hand nicht!"

Maria war über dieses gefällige Anerbieten einer ganz fremden Person tief gerührt. Sie dankte ihr mit schwacher Stimme und reichte ihr die zitternde Hand.

„Mutter," sprach Emma wieder, „ich will Euch die Kopfkissen zurecht legen, damit Ihr Euch sanft anlehnen und die Suppe essen könnt."

Hierauf hob sie mit der Zärtlichkeit einer liebenden Tochter die Schwache sanft in die Höhe, und ließ den Kopf derselben auf ihrer Brust und dem linken Arme ruhen, während sie mit der rechten Hand dem Kopfkissen eine solche Lage gab, daß die Kranke im Stande war, die Suppe zu genießen, die ihr von Emma mit dem Löffel gereicht wurde.

Diese zarte Behandlung machte auf das Gemüth der armen Frau einen so günstigen Eindruck, daß sie nach dem Genuße einiger Nahrung sich wunderbar gestärkt fühlte.

„Gott, ich danke Dir," sagte sie, „dieser Engel, den Du mir heute gesendet hast, gießt wieder neuen Muth in mein kummervolles Herz. Du wirst mich nicht verlassen

und das Vertrauen wieder neu in meiner Seele aufleben lassen!"

Emma hatte schon anfangs den Grund von Marias Krankheit in einem tiefen Seelenleiden vermuthet; diese wenigen Worte aber machten ihre Vermuthung zur Gewißheit. Sie suchte daher durch ermunternde Zusprache, ihren gedrückten Geist wieder zu erheben; sie emporzurichten an dem Herzen unseres Erlösers und zu erwärmen an der Mutterliebe der seligsten Jungfrau. Dabei versäumte Emma keineswegs für die körperliche Kräftigung der Leidenden zu sorgen, und war vor Allem darauf bedacht, statt des lauwarmen Thees, der ihr in der besten Absicht gereicht wurde, ihr ein stärkendes Getränk zu bereiten. Sie eilte daher wieder hinab in das Gastzimmer, ließ sich dort frisches Wasser holen, vermengte dasselbe mit Zucker, und goß, nachdem sie vorher um Erlaubniß gebeten hatte, von dem bereits aufgetragenen Weine ein wenig daran. Gräfin Wahrmuth ließ sie mit Vergnügen gewähren und ermunterte sie selbst zu ihrem frommen Werke.

Der erquickende Trank verfehlte seine Wirkung ebenfalls nicht, und es war zum Erstaunen, wie schon nach wenigen Stunden eine auffallende Veränderung in dem Zustande der Kranken eingetreten war. Eine besondere Kraft schien sie aus dem Anblicke ihrer freundlichen Pflegerin zu ziehen. Je mehr sie dieselbe betrachtete, desto mehr erheiterten sich ihre Züge, und der aufmerksame Beobachter hätte in ihren Augen, die mit jedem Wimpernschlage an Glanz und Lebhaftigkeit gewannen, das Vorgefühl einer nahen Freude lesen können. Auch in Emmas Seele wurde bei den abgebrochenen Aeußerungen Marias

über frühere glückliche Tage, über eine zwölf Jahre lange schwere Prüfung ꝛc. mit frohen Ahnungen erfüllt. Sie hätte so gerne ihre Pflegebefohlene über die nähern Ursachen ihrer Traurigkeit gefragt; allein sie getraute sich nicht, die Wunden der Kranken noch mehr aufzureißen, ohne eines Mittels zu ihrer völligen Heilung gewiß zu sein. Darum war es ihr sehr erwünscht, daß Maria in einen sanften Schlummer fiel, und sie dadurch Zeit gewinnen konnte, auf einem andern Wege die erwünschten Aufschlüsse zu erlangen. Sie sagte daher zu dem kleinen Mädchen:

„Liebes Kind! ich gehe jetzt in das Gastzimmer; bleib du indeß bei deiner Maria, sage es mir aber augenblicklich, sobald sie erwacht."

Als Emma wieder zu ihrer Herrschaft zurückkam, war bereits das Essen aufgetragen. Während der Mahlzeit sprach sie von dem Segen, den Gott ihren schwachen Bemühungen schon hatte angedeihen lassen, und wie sehr sie sich sehne, in die nähern Verhältnisse der armen Frau eingeweiht zu werden.

„Gedulde dich nur noch kurze Zeit," tröstete Graf Wahrmuth, „wenn die Gäste alle befriediget sind, wird die gefällige Wirthin deinem Wunsche schon entsprechen."

Inzwischen schien der Himmel sich seines ungeheuern Wasservorrathes entlediget zu haben, und lächelte zwischen einzelnen Wolkenrissen in seiner klaren Blaue recht freundlich herab, und ein milder Sonnenstrahl flimmerte in den krystallhellen Gläsern auf der wohlbesetzten Tafel. Auch auf der Stirne der Gäste vertrieb der Sonnenschein den bisher gezeigten Unmuth, und gleich nach Tische eilten sie hinaus gegen den Fluß, um durch eigene Anschauung an den Resten der Brücke die Zeit ihrer Gefangenschaft zu

berechnen. Nur Graf Wahrmuth mit den Seinigen blieb zurück und ersuchte die Wirthin um die von Emma ersehnten Mittheilungen.

Die gute, freundliche Frau war ganz in ihrem Elemente, so oft ihr Jemand Gelegenheit verschaffte, von der Herzensgüte ihrer einzigen, theuern Freundin zu sprechen. Mit der größten Bereitwilligkeit erfüllte sie daher den Wunsch des Grafen. Nachdem sie sich einen Stuhl an die Ecke des Tisches gerückt hatte, begann sie:

„Ach Herr, eine bessere Frau gibt es wohl auf der Welt nicht, als meine Maria. Was ich ihr zu verdanken habe, kann ihr in diesem Leben nie vergolten werden. Sie leitet die Erziehung meiner Kinder mit einer Treue und Liebe, die nur mit der Güte eines Engels verglichen werden kann. Man soll seine eigenen Kinder nicht loben, aber ich sage Ihnen, der hochwürdige Herr Pfarrer stellt ihre Frömmigkeit, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit immer den andern Kindern als Muster vor, und das Alles ist mit Gottes Hilfe nur das Werk meiner Freundin. O Sie sollten es sehen, wie andächtig sie mit ihnen betet, wie liebreich sie denselben in Allem Unterricht ertheilt, mit welcher Sorge sie dieselben vor jedem Fehltritte warnt und sie davor zu bewahren sucht. Darum sind wir auch alle so betrübt über ihre Krankheit, und meine Kinder gehen täglich in die Kirche und beten um ihre Wiederherstellung. Aber ihr fehlt der Trost des Herzens, sie hat Alles, was ihr lieb und theuer auf Erden war, ihren Gemahl, ihr einziges, ihr geliebtes Kind verloren, und dazu macht sie sich Vorwürfe, daß sie an dem Verluste des letztern selbst Schuld sei. Gott im Himmel weiß es, daß es nicht so ist."

„Wie lange ist es schon, seit Maria so schwer geprüft wird," fragte theilnehmend die Gräfin.

„So lange sie bei mir ist, zwölf volle Jahre," war die Antwort.

„Und diese lange Zeit konnte den nagenden Schmerz in ihrem Busen nicht lindern, kein Tröpflein Balsam in ihr Herz gießen?" entgegnete wieder die Gräfin.

„Die äußern Umstände haben dazu nichts beigetragen, aber in ihrer Seele floß eine reiche Quelle des Trostes, die sie in ihrem Leiden aufrichtete und mit demüthiger Ergebung stärkte. Keine Klage kam von ihren Lippen; täglich gedachte sie zwar ihrer Lieben bei der heil. Messe im frommen Gebete, — dann aber widmete sie alle Sorgfalt meinen Kindern, als wäre sie nur für sie allein auf der Welt. Erst seit dem sie krank ist, fühlt sie sich alles Trostes beraubt, und eine unnennbare Angst erfüllt ihr ganzes Gemüth. O, seufzt sie oft, wie soll ich vor meinem Erlöser erscheinen, wenn ich über das mir anvertraute Pfand nicht Rechenschaft ablegen kann! Ich suche sie zwar zu beruhigen, aber bisher hatten meine Worte noch wenig Wirkung, und so lange sie nicht wieder ihre vorige Seelenstärke erlangt, wird sie wohl schwerlich gesund werden."

„Leuchtet ihr denn gar kein Hoffnungsstrahl, daß sie ihre Lieben wieder finden werde? sind sie denn todt?" fragte Graf Wahrmuth.

„Ihr Gemahl erwartet sie schon 12 Jahre dort oben, aber was aus ihrem Kind geworden ist, weiß sie nicht, und das ist es eben, was ihr diesen peinlichen Zustand verursacht. Sie mußte es auf einer Flucht vor dem Feinde zurücklassen und hat es seit dem nicht wieder gesehen."

Die Aufmerksamkeit der Zuhörer steigerte sich mit jedem Worte der Erzählung; Emma verwandte kein Auge von der Wirthin, deutlich sah man auf ihrem Antlitz den Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, eine freudige Ahnung erheiterte zunehmend ihre Stirn und bei den letzten Worten strahlte freudige Gewißheit aus ihrem leuchtenden Auge und schon schwebte der Ruf: „Das ist meine Mutter!" auf ihren Lippen, als plötzlich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf das artige Töchterlein der Posthalterin gelenkt wurde. Mit strahlenden Blicken hüpfte das gute Kind zur Thüre herein mit dem frohen Ausrufe:

„Mutter, Mutter! unsere Maria ist aufgewacht; sie hat sanft geschlafen und einen süßen Traum gehabt. Von Ihnen, Fräulein," fuhr sie fort, indem sie sich zu Emma wandte, „hat sie geträumt, wie Sie vor ihrem Bette standen und sie freundlich pflegten; es kam ihr vor, als wären Sie ihre verlorne Emma."

„Ihre Emma, ja die bin ich," rief die entzückte Tochter," indem sie freudig aufsprang, „o laßt mich an das Herz meiner Mutter eilen!"

„Jetzt noch nicht," wehrte Graf Wahrmuth, indem er Emma sanft zurückhielt, „eine solche Ueberraschung könnte der Kranken sehr nachtheilig sein, zudem haben wir noch immer nicht die volle Gewißheit, ob sie wirklich die Gräfin Biederfeld sei."

„Gräfin Biederfeld," entgegnete hastig die Wirthin, „ja so nannte sie sich, so lange ihr Gemahl lebte."

„Aber, die Gräfin Biederfeld hieß ja Laura, nicht wahr, guter Alter?" fragte der Graf den staunenden Sigmund.

Die Wirthin ließ ihm aber nicht Zeit, den verlangten Aufschluß zu geben, sondern fiel rasch ein:

„Ja, sie heißt Laura, aber auch Maria. Maria Laura ist ihr Name. Ihre Mutter zog den ersten Namen vor, weil sie selbst so hieß, und ich nannte sie, so lange wir mit einander die Schule besuchten, ebenfalls so. Nach dem Tode ihrer guten Mutter aber fand ihr Vater für gut, den zweiten Namen, den Namen ihrer Taufpathe beizubehalten, weil diese sich dadurch geschmeichelt fühlte. Daß ich sie jetzt wieder Maria heiße, geschieht auf ihr ausdrückliches Verlangen.

„Nenne mich Maria," sagte sie, als sie, von einer Anverwandten, einer stolzen, geizigen Person unbarmherzig und entblößt von Allem aus ihrem Schloße gejagt, bei mir eine Zufluchtsstätte suchte, „dieser Name rückt mich unserer frohen Kindheit näher und erinnert mich weniger an die Tage meiner Leiden."

Sie wollte noch weiter reden, aber plötzlich wurde sie von Allen zugleich unterbrochen wie aus einem Munde:

„Sie ist's! Sie ist's! Alles trifft zusammen. Gott sei gelobt."

Emma wollte sich durchaus nicht länger mehr von dem Herzen der Mutter fern halten lassen; aber Sigmund vertrat ihr den Weg und sprach:

„Gnädiges Fräulein! lassen Sie mich die Kranke auf die Freude des Wiedersehens vorbereiten. Schon mein Anblick wird ihr frohe Hoffnungen einflößen und sie auf Ihre Erscheinung gefaßt machen."

„So thue, was du für gut findest, guter Sigmund," sagte Emma, „aber laß mich nicht lange warten, das Herz zerspringt mir sonst vor Verlangen."

Sigmund bat nun das Kind, welches die Aufregung der Gäste nicht begreifen konnte, und seine Blicke verwundert bald auf das Eine, bald auf das Andere warf, es möchte zur kranken Maria gehen und ihr sagen, daß ein alter, fremder Mann sie zu sprechen wünsche. Das geschäftige Mädchen flog wie ein Pfeil davon, kam eben so schnell wieder zurück und führte den überglücklichen Alten, der vor Seligkeit sich kaum zu fassen wußte, zu Maria. Er hatte noch nicht die Schwelle überschritten, als Maria, die ihn sitzend in ihrem Bette erwartete, in überströmender Freude ihm entgegenrief:

„Sigmund! Bote des Himmels! du kommst, meine Ahnung zur Gewißheit zu machen! O spanne mein Mutterherz nicht auf die Folter, sage mir: Ist das freundliche Mädchen, das mich vorhin so liebevoll pflegte, nicht meine Emma?"

Der Greis war durch diese bestimmte Frage ganz aus der Rolle gehoben. Von Allem, was er sich zu sagen vorgenommen hatte, um die Gräfin auf die frohe Kunde vorzubereiten: wie er in Treuberg als vermeintlicher Spion aufgegriffen, mißhandelt und beinahe getödtet wurde, wie er lange in der Gefangenschaft schmachtete, wie er nach seiner Befreiung täglich vor dem Bilde des Gekreuzigten auf einem Hügel neben seinem Geburtsorte betete, Gott möge ihn erleuchten, wo er das verlorne Kind aufsuchen solle, wie der Allbarmherzige sein Gebet erhörte u. s. f.; von allem diesen wußte er keine Silbe mehr, und seine Antwort lautete ganz einfach:

„Ja, sie ist es."

„Sie ist's!" jubelte Laura im höchsten Maße des Entzückens, „sie ist's! so hat mein Herz mich nicht betrogen!

Wo weilt sie aber jetzt? Wer hat sie wieder von mir entfernt? O führe sie sogleich wieder zu mir!"

„Wir fürchteten, die Freude, die Ueberraschung könnte Ihnen schaden," stotterte Sigmund.

„O sei ohne Sorgen," entgegnete Laura, „ich bin gefaßt."

Was wollte nun der treue Diener thun, er, der nicht nur gewohnt war, augenblicklich zu gehorchen, sondern der jeden Wink zuvorzukommen trachtete? — Er ging und meldete seinen Auftrag. Als Emma hörte, daß ihre Mutter sie erkannt habe und auf ihren Empfang gefaßt sei, konnte sie keine Gewalt mehr zurückhalten; sie eilte fort, und die Uebrigen folgten ihr. Mit dem gleichzeitigen Rufe:

„Meine Mutter!"

„Meine Tochter!"

lagen sich beide in den Armen und hielten sich krampfhaft umschlossen. Alle schwiegen, und die überwältigenden Gefühle, welche die Brust aller Anwesenden zu zersprengen drohten, gaben sich nur durch lautes Schluchzen kund. Bald aber entfuhr Allen ein Schrei des Schreckens; Lauras Arme fielen schlaff auf's Bett herab, ihr Haupt sank auf Emmas Schulter, ihr Auge schloß sich, und Marmorbläße bedeckte ihre Stirn.

„O Gott!" rief die Wirthin, „sie stirbt, die Freude hat ihr das Herz gebrochen."

„Was habe ich gethan," jammerte Emma, „ich hätte nicht so schnell auf sie zueilen sollen. Gott! strafe meine Unvorsichtigkeit nicht!"

Hierauf legte sie die theure Mutter sanft auf ihr Kissen zurück, und fuhr fort, indem sie die Ohnmächtige genau beobachtete:

„Nein, sie stirbt nicht; es ist nur Schwäche; einige Ruhe wird sie wieder stärken.“

Aller Blicke harrten ängstlich auf die erste Bewegung Lauras; im Gefühl der Furcht und Hoffnung erstarrten ihre Glieder und gleich einer Gruppe von Statuen umgaben sie das Lager der Wiedergefundenen. Jetzt, jetzt zucken die Wimpern; ein schwaches Roth tritt auf ihre Lippen; sie öffnen sich ein wenig, und leise fließt von ihnen die Frage:

„Wo bin ich?“

„Bei deiner Emma,“ war die tröstende Antwort.

Dieser süße Name fachte plötzlich den glimmenden Lebensfunken wieder zur lichten Flamme, die Augenlieder hoben sich, und ihr Blick fiel mit unnennbarer Wonne auf die geliebte Tochter.

„Es war kein Traum, wie glücklich bin ich; ich habe meine Emma wieder“ sprach sie im festern Tone, „Gott, wie lieb hast Du mich!“

Auf Emmas Bitte brachte die gefällige Posthalterin ein Gläschen stärkenden Weines; Laura trank, und wie belebendes Feuer goß sich Kraft durch ihre Glieder, so daß sie sich wieder aufrichten und den Umstehenden in herzlichen Worten für ihre Theilnahme danken konnte. Alle lobten und priesen die Hand der Vorsehung, und das kleine Stübchen, das bisher so viele Seufzer und Klagen gehört hatte, war wie durch einen Zauberschlag in einen Tempel der Freude umgewandelt.

Das Wasser floß wieder ruhig in seinem Bette, die Brücke war wieder hergestellt, die Fremden hatten sich zerstreut; aber unsere Reisenden weilten noch vergnügt im

Posthause und dankten Gott täglich, daß er durch das Ungestüm der Elemente sie hier aufgehalten hatte.

Unter Emmas sorgsamer Pflege, genas Laura ungemein schnell, und durch die gegenseitige Erzählung ihrer Schicksale waren ein paar Wochen wie eben so viele Tage dahin geflogen. Jedes Wort von Emmas Lippen verstärkte die Flamme des Dankes im Herzen der glücklichen Mutter. Sie sah ein, wie gut es der liebe Gott mit ihr gemeint habe, daß er ihre Tochter aus dem Kriegsgetümmel, und von dem unstät umherziehenden Leben hinweggenommen und hingeführt habe in jenes abgeschiedene Thal, wo sie gleich einer duftenden Gebirgsblume, unberührt vom giftigen Hauche der Welt, mit allen Tugenden schön und lieblich geschmückt, zu Gottes Wohlgefallen heranblühte.

Endlich schlug die Stunde des Abschiedes; sie würde wohl recht traurig gewesen sein, wenn Laura nicht versprochen hätte, die gute Familie des Posthalters alle Jahre wenigstens einmal zu besuchen, und die lieben Kinder abwechslungsweise auf ihr Schloß zu nehmen. Ein Gefühl von Wehmuth und Wonne sprach aus den nassen Blicken Aller, aber die Hoffnung auf die Freude des Wiedersehens versüßte den Schmerz der Trennung.

11.

Der Reisegefährte.



Graf Biederfeld hatte sein Regiment ohne Unfall an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Sogleich nach seiner Ankunft sendete er einen Eilboten mit einer Bittschrift nach Wien. Seine Vorstellung war mit so eindringenden Worten abgefaßt, daß der oberste Kriegsrath

keinen Augenblick zögerte, seinen Wunsch zu erfüllen. Schon nach acht Tagen erhielt er, in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt, den ersehnten Urlaub. Zu gleicher Zeit meldete ihm Graf Wahrmuth durch einen Brief, heftige Regengüsse, wodurch das Austreten der Flüsse veranlaßt und die Brücken zerstört wurden, haben ihn in seiner Reise aufgehalten, und er werde wahrscheinlich erst nach dem Obersten in Biederfeld eintreffen können. Dieser möge sich aber darüber nicht betrüben, wenn er nicht gleich bei der Ankunft auf dem Schlosse seine Tochter an das Vaterherz drücken könne, die Verzögerung werde seine Freude nur um so mehr erhöhen.

„Was sollen," sprach Biederfeld, „die Worte bedeuten: Die Verzögerung wird meine Freude erhöhen? Welch geheimnißvoller Sinn mag wohl in ihnen liegen? Wäre es möglich, daß Gott so schnell nacheinander meine heißesten Bitten erhört habe? Doch ich will dem Uebermaß der Freude in meinem Herzen noch keinen Raum geben, damit eine Enttäuschung mir nicht zu bitter falle. Graf Wahrmuth kann ja auch nur gedacht haben, daß die Freude sich um so mehr erhöht; je länger wir auf die Erfüllung eines Wunsches warten müssen."

Indeß, so sehr er sich bemühte, keine unzeitige Hoffnung in seinem Herzen aufkeimen zu lassen, so kamen ihm diese Worte doch nicht mehr aus dem Sinn, und immer wiederholte er: „Die Verzögerung wird die Freude erhöhen!"

Mit ungemeinem Eifer betrieb er daher die Anstalten zu seiner Abreise, und schon am andern Tage Mittags harrte er mit einem einzigen treuen Diener der Ankunft

des Postwagens, in der Hoffnung, daß noch hinreichend Platz für ihn vorhanden sein möge.

Endlich schmetterten die Töne des Posthorns durch das Stadtthor herein; die Peitsche knallte, und vier magere Klepper, deren hervorstehende Knochen genug Arbeit und wenig Haber verriethen, schleppten im schwerfälligen Trabe die ungeheure, mit vielem Gepäcke belastete Kutsche die enge Straße herauf.

Kaum hatten die geplagten Thiere ihre steifen Füße in Ruhe gebracht, als sich der Wagenschlag öffnete, und ein junger Herr heraussprang, der in seinen Geberden einen hohen Grad von Ungeduld verrieth. Es war ein schlanker, wohlgebauter Jüngling, dessen Manieren, obwohl er im höchst aufgeregten Gemüthszustande sich befand, den Mann vom Stande zu erkennen gaben. Aus seinen edlen Gesichtszügen sprachen Güte und Milde, und selbst die Wolke, welche der Unmuth auf seine Stirne gehaucht hatte, zeigte von einem lobenswerthen Verlangen. Die blonden, bis auf die Schultern herabwallenden Haare, die großen, blauen Augen und noch mehr die zierliche Aussprache ließen dem erfahrenen Obersten keinen Zweifel, daß der Reisende zu den Kindern des nördlichen Deutschlands gehöre.

Wäre Biederfelds Seele nur von einigen Vorurtheilen befangen gewesen, so hätte ihn der Gedanke, daß der Unbekannte vielleicht ein preußischer Unterthan sei, mit Unbehaglichkeit erfüllen können; denn das Andenken an den Spott und die Verachtung, womit er während seiner Gefangenschaft nur allzu freigebig überhäuft wurde, hatte die Zeit noch nicht aus seinem Gedächtnisse gewischt. Doch Groll und Feindschaft waren dem edlen

Grafen fremd, und in diesem Augenblicke harmonirten seine Gefühle ganz mit den Empfindungen des lebhaften Jünglings. Auch ihm schien die Umständlichkeit beim Auf- und Abpacken eine Ewigkeit; allein er schwieg, während der Fremde seinem Unmuthe durch einen Strom von Worten Luft machte. Das dienstthuende Personal ließ sich aber dadurch nicht im Geringsten irre machen, und schnürte und knüpfte und siegelte mit gewohnter Langsamkeit, so daß erst nach Verlauf einer halben Stunde der plumpe Postkasten über das löcherige Pflaster dahin holperte.

Der Oberst und der ihm unbekannte Jüngling waren die einzigen Passagiere, die im Innern des Wagens saßen; der Diener des erstern hatte auf dem Bocke neben dem Condukteur Platz genommen. Graf Biederfeld unterbrach zuerst das Schweigen, das beide kurze Zeit beobachtet hatten, mit den Worten:

„Sie werden, wie es scheint, durch eine mächtige Sehnsucht zur Eile getrieben?"

„O," entgegnete der Jüngling, „wenn ich mit den Flügeln eines Adlers dahin eilen könnte, so würde meine Sehnsucht dennoch den Flug zu langsam finden. Wie viel mehr habe ich Ursache zur Unzufriedenheit mit der Art und Weise, wie man hier zu Lande weiter befördert wird. Da werde ich schon Wochen lang auf die erbärmlichste Weise herumgeschüttelt, und immer flieht das Ziel meines Strebens, so oft ich dasselbe mit beiden Händen zu fassen glaube."

„Diese Ausdauer" entgegnete der Oberst, „läßt mich ein würdiges, ein erhabenes Ziel vermuthen, und gewiß wird der Himmel Ihre Bemühungen mit dem erfreulichsten Erfolg krönen."

„Ja, das Ziel ist würdig und erhaben, es ist das Kostbarste, was ein Mensch auf Erden besitzt, es sind meine theuern Eltern. Aber ich fürchte, ich fürchte, meine gute Mutter erliegt dem Grame, ehe ich ihr sagen kann: dein Sohn lebt!"

„Also sind Ihre guten Eltern über Ihr Leben in Ungewißheit und Sorgen" fragte Biederfeld.

„Freilich sind sie das. Der Hoffnungsstern, mich in diesem Leben noch zu erblicken, flimmert für sie ganz matt am fernen Horizont. Sie fürchten, ich sei in den Fluthen des Meeres begraben! O, ich kann es mir nie vergeben, daß ich, der Mutterthränen ungeachtet, mich dem trügerischen Elemente anvertraut habe."

Zwei strahlende Perlen zitterten an seinen Wimpern und er schwieg.

„O, erleichtern Sie Ihren Schmerz durch Mittheilung," unterbrach der Graf sein Schweigen, „Sie finden in mir ein vom Schicksal schwergeprüftes Herz, das die Größe Ihres Kummers vollkommen zu würdigen weiß."

Der Jüngling, von der Freundschaft seines Reisegefährten sehr gerührt, blickte den Grafen vertrauensvoll an und sagte:

„Wenn Sie mir Ihre Geduld schenken wollen, so erlaube ich mir, Ihnen von meinem jugendlichen Leichtsinn und meinen Abendtheuern zu erzählen; wir lenken dadurch wenigstens unsere Ungeduld von der unangenehmen, langsamen Fahrt ab.

Ich verlebte meine Jugendjahre theils auf Schulen, theils bei meinen Eltern. Alles, was zur Verschönerung des menschlichen Lebens dient, stand mir zu Gebote, und große Reichthümer erwarteten mich für die Zukunft. Doch

das, was mir das Glück in so vollem Maße zugetheilt hatte, achtete ich geringe; es war für mich zur Gewohnheit geworden, weil es das Alltägliche war. Mein Herz sehnte sich nach andern Genüssen und nach Abwechslung in denselben, und da machte sich vor allem der Wunsch in meinem Herzen geltend, hinauszugehen in die Welt, um auch in andern Gegenden, in andern Zonen Gottes Wunder kennen zu lernen. Dieses Verlangen wurde besonders durch einen nahen Anverwandten meiner Mutter zur verzehrenden Flamme angefacht. Er lebt in Virginien in Nordamerika und hat sich dort zu großen Ehren und Ansehen emporgeschwungen. In allen seinen Briefen schilderte er den Aufenthalt in seiner neuen Heimat, wie ein Leben im Paradiese, beschrieb die großartigen Naturscenen mit so viel Feuer und Beredsamkeit, daß mich keine Vorstellung mehr von dem Entschlusse abbringen konnte, ihn zu besuchen und an seiner Seite die Herrlichkeiten der neuen Welt zu schauen. Die Einwilligung meines Vaters war nicht schwer zu erlangen; auch die Mutter gab endlich dem Ungestüm meiner Bitten nach, und so riß ich mich denn von ihrem blutenden Herzen los in der Hoffnung, sie nach einem Jahre reich an Kenntnissen und Erfahrungen wieder in meine Arme zu schließen. Doch das waren Träume, die auf dem trügerischen Meere wie Seifenblasen zerrannen. Anfangs ließen die Thränen der bekümmerten Mutter und die Worte des Abschiedes, die eine ungemeine Besorgniß ausdrückten, eine düstere, schwermüthige Stimmung in meiner Seele zurück, und so lange das Schiff auf dem baltischen Meere dahin segelte, und noch immer die Küsten deutscher Länder den fernen Horizont begrenzten, sah mein Geist

fortwährend die Trauernde am Ufer mir ein Lebewohl nachwinken. Aber als auf dem unermeßlichen Ocean ein frischer Wind vom Lande her die vollen Segel blähte, und das schwankende Haus wie ein Pfeil die blauen Wogen durchfurchte und mit Windesschnelle dahinflog, als wollte es die sinkende Sonne ereilen, da that sich mein Herz wieder auf, für das eine Gefühl — für die Sehnsucht nach dem Anblick der neuen Welt. Schon hatten wir den größten Theil der endlosen Wasserwüste im Osten, als auf einmal der Himmel, der bisher sein freundliches Blau in den klaren Fluthen beschaut hatte, sich mit düstern Wolken überzog und ein heftiger Wind aus Nordost dem Laufe des Schiffes eine andere Richtung gab. Mehrere Vorzeichen verkündeten den erfahrenen Seeleuten einen nahen Sturm. Ich war in meinem Leben nie furchtsam, also sah ich auch diesem grauenhaften Phänomen mit Fassung entgegen; nur der Gedanke, daß ich dadurch wieder von dem Ziel meiner Wünsche entfernt werde, trübte meine heitere Laune. Indeß stand ich ruhig auf dem Verdecke und sah nicht ohne Vergnügen die Matrosen, welche, mit der Behendigkeit der Eichhörnchen die Strickleitern auf- und abkletternd, alle Vorkehrungen trafen, wodurch der drohenden Gefahr so viel als möglich begegnet werden konnte. Es war aber auch die höchste Zeit. Die Windstöße wurden mit jedem Augenblicke heftiger, und die empörten Wogen rasten thurmhoch in die Höhe, als wollten sie sich vereinigen mit dem herabhängenden finstern Gewölk, das von Zeit zu Zeit von flammenden Blitzen zerrissen wurde. Endlich trieb mich eine Regenfluth hinab in die Kajüte, wo die übrigen Reisenden mit Angst und Zittern dem nahenden Unheil entgegen sahen. Das schreckliche

Krachen des Donners, das Brüllen der rollenden Fluthen, die mit Wuth an die Planken des Schiffes schlugen und dieselbe zu zertrümmern drohten, betäubte meine Sinne, und auch mein Muth fing an zu wanken. Dazu trug namentlich das ängstliche Gewimmer einiger Frauen und Kinder bei, deren verzweiflungsvolle Gesichter von dem flackernden rothen Lichte, das die Blitze ohne Unterbrechung durch die schmalen Schiffslucken schleuderten, gespensterartig beleuchtet wurden. Das Schiff schwankte so entsetzlich, daß es nicht möglich war zu stehen; man mußte sich an befestigte Gegenstände klammern, um nicht von einer Wand an die andere geworfen zu werden. So dauerte es die ganze Nacht fort. Mit Anbruch des Tages leuchteten wohl die Blitze etwas seltener, der Donner grollte schwächer und ferner; aber der Sturm raste noch mit der gleichen Heftigkeit und jagte das beschädigte und entmastete Fahrzeug pfeilschnell in südwestlicher Richtung fort. Gegen Mittag bekam das Schiff einen Leck; alle Pumpen wurden in Bewegung gesetzt, und doch war es kaum möglich, das eindringende Wasser hinaus zu schaffen. Um den gewissen Untergang so ferne als möglich zu halten, opferte der Kapitain die ganze Ladung dem zürnenden Elemente, selbst ein Theil der Lebensmittel wurde nicht geschont. Rettung durch Menschenkraft war unmöglich; sie konnte nur von oben gesendet werden, und dahin erhoben sich auch alle Blicke und klagten dem Allbarmherzigen ihre Noth. Wenn es je möglich ist, daß ein Mensch seines Herrn und Schöpfers vergessen kann, ein Sturm auf dem Meere wird ihn gewiß zur Besinnung bringen und ihn demüthigen vor der Macht und Majestät Gottes. Mir schwebte indeß weniger meine eigene Gefahr

vor Augen. Es war nicht der Gedanke an den gewissen Tod, der mich schreckte, sondern ein anderes schmerzliches Gefühl peinigte meine verlassene Seele. Meine Phantasie malte sich unter den schrecklichsten Bildern den Gram, der das Lebensmark meiner trostlosen Mutter verzehren werde, wenn sie vergebens auf meine Wiederkehr harren sollte. Ich sah sie verzweifelnd die Hände ringen und im Uebermaße des Schmerzes erliegen. Diese Vorstellungen machten mich taub gegen Alles, was um mich vorging. So starrte ich gedankenlos vor mich hin, als der Ruf: Land! wie ein elektrischer Schlag durch meine Nerven zuckte. Ein lauter Jubel flog von Mund zu Mund, und die unkundigen Reisenden träumten sich schon am sicheren Ufer. Die erfahrenen Seeleute aber erblickten in dem vor uns sich ausbreitenden Land das unausbleibliche Verderben. Es war nichts gewisser, als daß das Schiff an den Ufern, denen es der Sturm mit beflügelter Eile zutrieb, zerschlagen werde. Alle Bemühungen der Matrosen, eine andere Richtung zu gewinnen, waren vergebens. Das Land flog uns gleichsam entgegen; schon konnte man am Ufer die einzelnen Baumgruppen unterscheiden, als unter furchtbarem Gekrach das Schiff mitten unter den schäumenden und schlagenden Wogen unbeweglich stand. Verborgene Felsen hatten mit einem Schlage seinem Laufe ein Ziel gesetzt und zugleich den Kiel zerbrochen. Das Wasser ergoß sich nun stromweise in den untern Raum, so daß der Hintertheil des Schiffes augenblicklich zu sinken begann. Da war kein Zögern, keine Berathung mehr möglich; die Boote wurden hinabgelassen und Alles drängte sich, in denselben wenigstens noch eine kurze Frist des Lebens zu gewinnen. In dieser namenlosen Verwirrung,

wo Jeder nur an seine Person zu denken, und alle Rücksichten gegen den Mitbruder zu verläugnen schien, hatte ich meiner ganz vergessen; ich sah nur die Noth der Andern und nahm mich deshalb der zurückgedrängten Kinder und Frauen an. Als sie durch meine Hilfe in die schaukelnden Fahrzeuge hinabgekommen waren, erinnerte ich mich noch einer alten kranken Frau, deren Lebensflämmchen schon seit mehreren Tagen dem Erlöschen nahe war. Ich eilte hinab zu ihrem Lager; aber sie bedurfte meiner Hilfe nicht; der Todesengel hatte ihr bereits die Augen zugedrückt. Erschüttert stand ich vor ihrer entseelten Hülle, und das Bild meiner Mutter trat strafend vor meinen Geist. Fast besinnungslos sprang ich wieder auf's Verdeck — aber o Himmel, welch ein Schreck! Ich stand, von aller Hilfe verlassen, allein auf dem sinkenden Wrack; denn die Boote hatten sich unterdessen entfernt und wurden nun wie Federbälle von den schäumenden Wogenbergen fortgeschaukelt, gerade dem Lande zu, wo sie an den hohen Küsten zerschellen mußten, wenn keine schützende Bucht sich ihnen aufschließen sollte. Doch diese Besorgniß machte bald einer andern Platz. Der Sturm schlug plötzlich gegen Süden um und jagte nun die schwachen Boote längs der Küste mit Ungestüm fort, so daß sie bald meinen Augen entschwanden. Was aus ihnen geworden, habe ich nie wieder erfahren.

Jetzt erst fühlte ich mich ganz verlassen; alle Hoffnung auf Rettung war verschwunden, zumal der Sturm das Schiff von der Seite gefaßt und wetteifernd mit dem einströmenden Wasser sein Zerstörungswerk fortsetzte. Zwar schien der Vordertheil in einer Felsenspalte fest zu stecken und mir noch einige Zeit Sicherheit zu gewähren, wenn

auch das Uebrige stückweise abgelöst und fortgeführt wurde. Aber wer sollte mich hier entdecken und mir zu Hilfe kommen? Mußte ich nicht hier elend verschmachten, da ich zu den im Schiffe befindlichen Lebensmitteln nicht mehr gelangen konnte. Ich richtete so gut ich konnte, aus einem Stück Segeltuch ein Nothzeichen auf und empfahl mich der Obhut des himmlischen Vaters! Zwar legte sich der Sturm, die Wellen kreiselten sanft um die wenigen Trümmer, die mir noch einen festen Stand gewährten; die Sonne schaute freundlich herab auf mich vom blauen Himmel; am ungeheuren Gewölbe des majestätischen Domes glänzten Millionen von Sternen; das prachtvolle Tagesgestirn tauchte abermals aus der purpurnen Fluth empor; dreimal zog es über meinem Haupte hin; aber noch immer kam keine Rettung. Ich betete die ganze Zeit unausgesetzt; endlich schwanden meine Sinne und ein betäubender Schlummer faßte mich in die Arme. Als ich wieder die Augen öffnete, lag ich auf weichem Grase, und zwei Männer waren bemüht, mir frisches Quellwasser einzuflößen. Es waren zwei Fischer, deren Blicke die erbarmende Liebe noch zu rechter Zeit auf mein Nothzeichen gelenkt hatte. Der Genuß einiger Früchte gab mir bald so viel Kraft, daß ich den guten Leuten in ihre nicht fern gelegene Hütte folgen konnte. Eine Frau und zwei Kinder empfingen mich mit aller Freundlichkeit; leider aber konnte ich nur in ihren Mienen und Geberden lesen; denn ihre Sprache, die spanische, verstand ich nicht, mit Ausnahme einiger Ausdrücke, die ich mir mit Hilfe des Lateins übersetzte, das ich noch aus meinen Studienjahren ganz gut im Gedächtnisse hatte. Doch erfuhr ich zu meiner Aufklärung so viel, daß ich mich

auf Florida befand, der südlichsten Halbinsel von Nord-Amerika, die ehemals den Spaniern gehörte, seit Kurzem aber im Besitze der Engländer ist. Bald sah ich jedoch, daß ich den gastfreundlichen Personen, denen ich bei ihren Arbeiten wenig behilflich sein konnte, für die Länge beschwerlich sein würde, und ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß sie mir den Weg nach einer Stadt oder nach irgend einem größern Orte zeigen möchten. Sie verstanden mich wohl und trösteten mich auf den folgenden Tag. Schon mit dem Anbruch der Morgendämmerung waren beide Männer zur kleinen Wanderung bereit. Jeder hatte eine ziemlich große Butte auf dem Rücken, die mit Fischen zum Verkaufe gefüllt war. Da die wackere Hausfrau für ihre Mühe und Sorge durchaus keine Erkenntlichkeit annehmen wollte, so drückte ich jedem der artigen Kinder ein glänzendes Goldstück in die Hand, worüber sie in einen ungemeinen Jubel ausbrachen. Daß ich nicht ohne Rührung und ohne dankbaren Aufblick zu Gott von so lieben Personen und von einer für mich so bedeutungsvollen Stelle schied, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen.

Die aufgehende Sonne erblickte uns schon auf der Wanderschaft. Mit ihr stiegen auch meine Hoffnungen, und je näher wir der Stadt St. Augustin kamen, desto näher sah ich mich schon dem Ziele meiner Wünsche. Schon erblickte ich im Geiste die flackernden Wimpel des Schiffes, das mich an Bord nehmen und nach Virginien bringen werde. Eitle Hoffnung! Nur einige Fischerkähne lagen in dem kleinen unsichern Hafen, und der seit zwei Tagen wehende Passatwind schob das Einlaufen eines fremden Schiffes in weite Aussicht.

Meine Lebensretter empfahlen mich dem Besitzer eines kleinen Gasthofes und sagten mir mit großer Herzlichkeit Lebewohl. Es that mir im Herzen wehe, daß sie durchaus sich keine Erkenntlichkeit aufdringen ließen. Jeden Versuch, sie zu belohnen, wiesen sie, indem sie mich auf den widrigen Wind aufmerksam machten, mit der Bemerkung zurück, daß ich mein Geld wohl noch selbst nothwendig brauchen werde. Sie hatten auch vollkommen recht; denn meine Baarschaft war eben nicht glänzend, und die Wechsel, mit denen ich reichlich versehen war, konnten mir hier keine Dienste leisten. Ehe drei Wochen vergingen, war mein Geldvorrath erschöpft, und da mein Wirth nicht geneigt war, mir Kredit bis zur Ankunft eines europäischen Schiffes zu geben, so war ich genöthiget, ihm meine Hände zur Arbeit anzubieten. Er ging darauf ein und schickte mich zu meiner größten Bestürzung auf seine Baumwollpflanzung im Innern der Halbinsel. Jetzt war ich vom Hafen entfernt, und alle Hoffnung auf Erlösung war völlig erloschen. Was ich nun während eines langen, peinlichen Jahres gelitten habe, nicht so fast durch eigenes Ungemach als durch den Anblick der unmenschlichen Behandlung, welche die armen Neger zu erdulden hatten, will ich unerwähnt lassen.

Endlich kam der Tag wieder, an dem die guten Fischer mir das Leben gerettet hatten; aber es war für mich kein Tag froher Erinnerung! Ja, ich kam sogar in Versuchung, den Augenblick zu verwünschen, der mich in ein Dasein zurückgerufen hatte, das für mich zur lebenslänglichen Sklaverei werden sollte. Doch war Gottes Gnade noch nicht von mir gewichen. Ich schauderte vor dem Frevel, der in meiner Seele zu keimen drohte, und bat

sogleich recht inbrünstig den lieben Gott um Verzeihung. Im Gebete fand ich wieder den Trost, der mich das ganze Jahr hindurch in meiner Trübsal aufgerichtet hatte. Ergeben nahm ich das schwere Werkzeug auf die Schulter, und war eben im Begriffe mit demselben wieder an die saure Arbeit zu gehen, als ich eine wohlbekannte Stimme meinen Namen rufen hörte. Ich wandte mich um, und, wer beschreibt meine Freude! einer meiner Lebensretter kam eilig und mit fröhlicher Geberde auf mich zu. Ein Engel vom Himmel hätte mir keine freudigere Ueberraschung bieten können, als die Erscheinung dieses Biedermannes. Er konnte nur gekommen sein, um mir eine frohe Botschaft zu bringen. Und so war es auch. Am Abende vorher war ein Londoner Handelsschiff in den Hafen von St. Augustin eingelaufen, und da der gute Mann sich eben mit Fischen daselbst befand, so wendete er sich sogleich an meinen Herrn mit der Bitte, mich abholen zu dürfen. Noch in der Nacht hatte er sich auf den Weg nach der Pflanzung gemacht, und war deshalb schon bei mir angekommen, als eben die liebliche Sonne aus dem blendendweißen Nebel blickte, der den Himmel am östlichen Horizonte verschleierte. Sie hatte noch nicht die Hälfte ihrer täglichen Bahn zurückgelegt, als ich schon mit dem Kapitain in eifriger Unterhandlung begriffen war. Da ich ihm jedoch kein baares Geld bieten konnte, so machte er anfangs einige Schwierigkeiten; meine Wechsel aber, von einem der besten Wechselhäuser in London, überzeugten ihn endlich, daß er nach seiner Rückkehr reichlich entschädiget werden könne. Ich nahm mir nur noch so viel Zeit, um Allen, die mir Liebes und Gutes erwiesen hatten, ein herzliches Lebewohl zu sagen, und dann

ging ich, auf die Reise zu meinem Vetter verzichtend, voll froher Hoffnungen an Bord. Sie täuschten mich auch diesesmal nicht. Alles ging nach Wunsch. Das Schiff hatte nur beigelegt, um einen kleinen Schaden auszubessern; es lichtete daher bald wieder die Anker, und nach einer glücklichen Fahrt von zwei Monaten warf es dieselben im Hafen von London aus. Es kostete mich wenig Mühe, für meine Wechsel wieder baares Geld zu erhalten. Damit konnte ich nicht nur den Schiffer befriedigen und mich wieder mit standesmäßigen Kleidern versehen, sondern auch die Kosten der noch übrigen Reise bis in die ersehnte Heimat bestreiten.

Je freudiger ich den vaterländischen Boden betrat, desto bitterer war das Gefühl, als ich im elterlichen Hause diejenigen nicht fand, nach denen sich mein Herz sehnte. Ach! ich wollte dem guten Vater in die Arme sinken, die bekümmerte Mutter an die pochende Brust drücken, und nun erfahre ich von dem Verwalter der Güter, daß die Theuern weit, weit von der Heimat entfernt in einem rauhen Gebirgsthale die Ruhe suchen wollen, die ihnen die gewisse Ueberzeugung von meinem Tode geraubt hat. Insbesondere erfuhr ich den trostlosen Seelenzustand der Mutter, der ihre Gesundheit untergraben und sie vielleicht schon hinübergeführt habe zu ihrem todtgeglaubten Sohne in die Wohnungen des Friedens.

Unverzüg ich trat ich wieder die Reise an; ich gönnte mir keine Rast, weder bei Tag noch bei Nacht, und als ich endlich in Gastein anlangte, waren sie wieder weit von mir entfernt."

Hatte Graf Biederfeld bisher schon der Erzählung mit der größten Theilnahme zugehört, so war jetzt seine Spannung auf's Höchste gestiegen. Er unterbrach daher seinen Reisegefährten mit den Worten:

„Verzeihen Sie mir eine Frage, die ich in unserem beiderseitigen Interesse an Sie richte: Wie heißt Ihr theurer Vater?“

„Graf Wahrmuth“ war die Antwort.

„Graf Wahrmuth!“ wiederholte der Oberst mit dem Ausdrucke des Entzückens, „o frohlocken Sie und preisen Sie die Vorsehung, die uns zusammengeführt hat. Ich kann Ihnen von Ihren lieben Eltern die tröstlichsten Nachrichten geben.

Hierauf zog er den Brief des Grafen Wahrmuth aus der Tasche und überreichte ihn dem staunenden Jüngling mit den Worten:

„Kennen Sie diese Schrift?“

Edmund erkannte sie den Augenblick; er griff mit beiden Händen nach dem Briefe, drückte ihn an seine Lippen, getraute sich jedoch nicht, ihn zu öffnen.

„Lesen Sie ihn, sprach Biederfeld, er enthält nichts, was Ihnen ein Geheimniß bleiben sollte.“

„Gott ich danke Dir,“ rief Edmund, nachdem er den Brief gelesen hatte, „Du hast uns alle mit einer schweren Prüfung heimgesucht; der Lohn dafür ist aber unaussprechlich.“

„Ja Gottes Wege sind wunderbar,“ fügte der Oberst hinzu, „er führt aber Alles herrlich zum Ziel. Er hat Ihren theuern Eltern den verlornen Sohn und mir eine verlorne Tochter wieder gegeben.“ Sie und Ihre Eltern sind nun bald im vollem Genuße des Glückes; in meinem

Herzen aber bleibt eine blutende Wunde, die mich mein Glück nur halb genießen läßt; ach mir fehlt noch meine gute, theure Gemahlin! Doch habe ich das feste Vertrauen, daß der barmherzige Gott auch sie von ihrem Jammer befreien und mir wieder zuführen wird. Sie ist so fromm, so gut; der Herr wird sie nicht verlassen!"

Der Graf schwieg, und eine Thräne zitterte an seinen Wimpern. Nach einer Pause begann er wieder, und fing an, den gefühlvollen Jüngling auch in seine Verhältnisse einzuweihen. Seine Erzählung war sehr umfassend, und füllte einen großen Theil der Reise aus. Auch Edmund hatte noch gar vieler Umstände zu erwähnen, die er vorher übergangen hatte. So vergingen die Stunden und Tage und ehe sie sichs versahen, rasselte die Miethkutsche, deren sie sich bedienen mußten, als ihr Weg von der Poststraße ablenkte, durch das hohe Thor der Burg Biederfeld. Die zur Begrüßung herbeigeeilte Dienerschaft bekam bald alle Hände voll zu thun, um das Schloß sowohl als die Gemächer festlich zu schmücken zum Empfang der jungen Gräfin Emma.

12.

Die Wiedervereinigung.



Die Abendsonne goß eine wohlthuende Wärme über die reizende Landschaft. Ihr strahlendes Bild blitzte hundertfach aus den hohen Fenstern der mittelalterlichen Burg Biederfeld, die mit ihrem hellgrauen Mauerwerk und den spitzigen Thürmchen einen lieblichen Contrast

bildete zu den buschigen Hügeln, welche in den mannigfachsten Abstufungen von Grün zauberisch beleuchtet waren. Hoch über dem Giebel des Hauptgebäudes wallte, von einem sanften Ostwind bewegt, eine grün und rothe Flagge und verkündete der ganzen Umgegend die bevorstehende Ankunft eines gefeierten Gastes. Mehr konnte man sich davon überzeugen in der unmittelbaren Nähe des Schloßes an den bunten kostbar gestickten Teppichen, die von den Fenstersimsen herabhingen und an den mit Eichenlaub, Blumen, Bändern und Wappenschildern sinnig verzierten Hauptthore. Die drei Spitzbogenfenster über demselben zeichneten sich durch reichlichen Schmuck von Blumen und Epheugewinden vor allen übrigen aus.

An dem mittleren standen Graf Biederfeld und Edmund und blickten mit ungeduldiger Spannung auf die vom benachbarten Hügel sich herabschlängelnde Straße, die wie ein nachläßig hingeworfenes Bändchen auf grünem Atlas erschien. Die Augen der Spähenden waren unverwandt auf den Punkt gerichtet, wo die Straße, sich dem schattigen Buchenhaine entwindend, das Freie gewann. Es war nicht anders als wollten sie mit Gewalt irgend einen geliebten Gegenstand aus dem Schooße des Waldes hervorziehen. Ihre Hoffnung fing bereits an merklich zu sinken; denn die Sonne näherte sich schon dem Horizonte, und die Burg und die stämmigen Eichen verlängerten ihre gigantischen Schatten weithin über die anmuthige Ebene im Thale. — Da endlich zeigte sich am Ausgange des Waldes eine flüchtige Staubwolke; der Wind blies in dieselbe und enthüllte einen Wagen, welcher eilig den sanften Abhang herabrollte. Während die beiden Harrenden sich

wechselweise ihr Entzücken mittheilten, durchflog der Wagen das Thal und verschwand abermals unter der schattigen Lindenallee am Abhange des Schloßberges.

Hätte der Blick des Obersten das dichte Laubwerk durchdringen können, so würde er gesehen haben, wie dort zwei Personen aus dem Wagen stiegen und langsam den Fußpfad durch die geschmackvollen Anlagen hinaufschritten. Es war nämlich beschlossen worden, den trauernden Gatten erst durch eine schickliche Wendung der Rede auf die Nähe seiner Gemahlin aufmerksam zu machen, und die glückliche Gemahlin ihm dann im Triumphe zuzuführen. Sie folgte daher, von Friedrich begleitet, von Ferne dem Wagen und beabsichtigte in der Nähe des großen Saales, in welchem man sonst die Fremden zu empfangen pflegte, zu warten, bis man ihr ein Zeichen zum Eintritt geben würde.

Nach einigen Minuten zeigte sich der Wagen auf dem freien Platze vor dem Schlosse, und der frohe Vater eilte hinab, die Ankommenden im Schloßhofe zu empfangen; Edmund aber zog sich, der Verabredung gemäß, in eines der Gemächer zurück.

Mit welcher Wonne die gute Emma ihrem Vater in die Arme flog und dieser sie im Uebermaß der Freude an das pochende Herz drückte, kann nur derjenige empfinden, der selbst einmal eine verlorne theure Person wieder gefunden hat. Sie vergaßen jedoch die Rücksichten gegen den Grafen Wahrmuth und seine Gemahlin nicht, halfen ihnen mit Zärtlichkeit aus dem Wagen und führten unter Ergießung des wärmsten Dankes die guten Seelen hinauf die breite, durch die Kunst des Gärtners feenhaft geschmückte Treppe, in einen Saal, der durch den Glanz seiner Schönheit die Augen blendete. Es dauerte lange,

bis die gewaltige Aufregung sie zu einer zusammenhängenden Mittheilung kommen ließ. Der Oberst faßte sich zuerst; er ergriff die Hände des Grafen Wahrmuth und seiner Gemahlin und sprach:

„Sie haben mich zum glücklichsten Vater gemacht. Ihre Güte hat meine Emma aus der Verborgenheit hervorgezogen und in meine Arme geführt. Wie kann ich Ihnen das vergelten?"

„O sprechen Sie von keiner Vergeltung," entgegnete die gerührte Gräfin, „die Ruhe und die Ergebenheit, die der Herr durch Ihre vortreffliche Tochter in meine Seele gegossen hat, ist ein Gut, das mit allen Schätzen dieser Welt nicht verglichen werden kann. Die Pflicht des Dankes ist auf meiner Seite; ich werde das nie vergessen und nie aufhören Gott zu bitten, daß er das gute Kind belohnen möge!"

„Bin ich nicht schon reichlich belohnt," sprach Emma, „da Gott mir Alles gegeben hat, wonach mein Herz sich sehnen konnte."

Bei dem Worte „Alles" blickte sie ihren Vater so zärtlich und dabei so bedeutungsvoll an, daß die in seiner Seele glimmende Hoffnung plötzlich sein Antlitz mit einer sanften Gluth überhauchte, und ihn zu verwirren schien. Er beherrschte sich jedoch gleich, nahm wieder das Wort, und fuhr fort:

„Durch Sie, theure Gräfin, ist mir meine, als todt betrauerte Tochter wieder geschenkt, seine allerbarmende Liebe hat es gefügt, ...

In diesem Augenblicke trat hastig ein Diener in den Saal und meldete:

„Ein reitender Bote ist so eben angekommen, und

sagt, er habe unverzüglich ein Schreiben an Seine Exzellenz, den Herrn Grafen Wahrmuth abzugeben."

„O führe ihn schnell hieher," rief die Gräfin, „er ist vielleicht der Ueberbringer einer tröstlichen Nachricht."

Der Diener entfernte sich, und unmittelbar darauf trat der bestäubte Bote in den Saal.

„Du bist es, mein guter Konrad!" redete Graf Wahrmuth den Eintretenden an, „du hast den weiten Weg hieher gemacht!"

„Ja Herr," entgegnete treuherzig der biedere Konrad, „das hat aber auch mein Schimmel empfunden; länger hätte er die Anstrengung nicht ertragen! Allein der Herr Verwalter befahl mir, ohne Unterlaß zu reiten, und sollte auch das Thier darüber zu Grunde gehen. Für diesen Fall hat er mich auch mit Geld zum Ankauf eines andern Pferdes versehen.„

„Das muß eine wichtige Nachricht sein, da mein sparsamer Verwalter für ihre Ueberbringung keine Kosten scheut."

„Die Nachricht ist freilich wichtig," bekräftigte der ehrliche Konrad, „lesen Sie nur, sie ist wohl mehr als tausend Schimmel werth!"

Graf Wahrmuth hatte unterdessen das Siegel erbrochen und zu lesen begonnen. Die Blicke Aller waren in der größten Spannung auf ihn gerichtet. Der Oberst lächelte indeß still vergnügt; denn er konnte den Inhalt leicht errathen.

Im Antlitze des Lesenden malte sich bald das höchste Entzücken; seine Augen füllten sich mit Thränen; seine Hand zitterte.

„O Herr Oberst," sprach er, „lesen Sie; mir schwimmt es vor den Augen; soviel ich aber gesehen habe, meldet uns das Schreiben die Erfüllung meines heißesten Wunsches."

„Fasse dich," fuhr er zu seiner Gemahlin gewendet fort, „der Himmel hat, wie es scheint, unser Gebet erhört und unsere Traurigkeit in Freude verwandelt."

Nun begann der Oberst zu lesen:

Hochgeborner Graf!

Mein gnädigster Gebieter und Herr!

Gott, der Lenker aller menschlichen Schicksale hat mich Unwürdigen ausersehen, eine Freudenbotschaft zu übersenden, die Euer Exzellenz und Dero hochgeborne Frau Gemahlin wieder zu den glücklichsten Menschen unter der Sonne macht. Ihr Sohn Edmund lebt und ist wohlbehalten in der Heimat angelangt. Seine unaussprechliche Sehnsucht ließ ihn aber durchaus nicht hier verweilen, und er eilte fort, Sie in Gastein aufzusuchen. Dort muß er Sie aber nicht mehr getroffen haben, weil Ew. Exzellenz in Ihrem gnädigen Schreiben, worin Sie mich über die Abänderung Ihrer Reiseroute in Kenntniß setzten, davon mit keiner Silbe erwähnten, was Sie doch gewiß Ihrem alten, treuen Diener nicht vorenthalten hätten. Gewiß begiebt sich der junge Herr Graf nun eben so schnell wieder hieher und findet bei seiner Ankunft das Ziel seiner Wünsche abermals hinausgeschoben. Darum wäre mein unmaßgeblichster Vorschlag, Euere Exzellenzen möchten Ihren Aufenthalt in Biederfeld, wenn es thunlich ist, abkürzen, damit Sie alle recht bald das Glück des Wiedersehens genießen können.

In tiefster Unterthänigkeit geharret

Ew. Exzellenz

gehorsamster, treu ergebener

N. N.

Bei den letzten Worten sank Gräfin Wahrmuth in die Arme Ihres Gemahls, und indem sie mit unaussprechlicher Wonne zum Himmel blickte, sagte Sie:

„O mein guter Gott! verzeihe meine frühere Zaghaftigkeit — ich bin so vieler Liebe nicht würdig. Doch ich will mich dankbar erweisen mein Leben lang. — Ja, wir wollen dem Rathe des treuen Verwalters folgen und unsern Aufenthalt abkürzen. Morgen, morgen schon wollen wir die Heimreise antreten.“

Während sie dieses sagte, fiel ihr Blick auf Emma, und ein Zug der Traurigkeit zeichnete plötzlich einen Schatten auf ihr freudestrahlendes Antlitz.

„Der Herr,“ rief sie, „hat meinen Sohn, mein einziges Kleinod, mir wieder geschenkt, und dafür soll ich Dich, die ich liebe, wie meine Tochter, verlassen! Ach, ich will fort zu meinem Edmund, und ich will hier bleiben bei meiner Emma! Lieber Himmel, vereinige du die widerstreitenden Gefühle!“

„Er hat es schon gethan,“ beruhigte jetzt der Oberst die Geängstigte, „Er will das Ziel Ihrer Hoffnung nicht mehr in die Ferne rücken.“ Eben, als der Bote unser Gespräch unterbrach, wollte ich sagen: „Dafür hat es der Herr gefügt, daß ich Ihnen tröstliche Nachrichten von Ihrem Sohne mittheilen kann.“

„Von unserm Edmund,“ riefen die entzückten und überraschten Eltern wie aus einem Munde, „o reden Sie, wo ist er? Führen Sie ihn in unsere Arme?“

„Er ist nicht weit von hier,“ versetzte Biederfeld, „und brennt vor Begierde, Sie an sein Herz zu drücken.“

„O so stillen Sie sein und unser Verlangen, führen

Sie uns zu ihm, damit die scheidende Sonne heute noch die glücklichsten Eltern bescheine!"

„Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke," tröstete sie der Oberst, „bald soll Ihre Sehnsucht befriediget werden."

Er entfernte sich in das anstoßende Zimmer. Diese Pause war den Zurückgebliebenen sehr willkommen; denn die unerwartete Nachricht von der Anwesenheit des jungen Grafen Wahrmuth änderte ihren Plan. Die mit Ungeduld harrende Laura wollte man nun in dem Augenblicke ihrem Gemahle entgegenführen, als dieser mit Edmund eintreten werde. Emma eilte deßhalb hinaus, um ihre Mutter und Sidmund davon zu verständigen. Beide lauschten nun an der halbgeöffneten Saalthüre, bis Graf Biederfeld mit Edmund von der entgegengesetzten Seite erscheinen würde. Aller Augen waren auf die Thüre des Seitengemaches gerichtet. Endlich öffnete sie sich, und unter dem Rufe: „Mein Vater! Meine Mutter! Mein Edmund!" lagen die Entzückten sich in den Armen. Mit Wonnegefühl ruhte Biederfelds Blick auf den Glücklichen, da schlugen die mit Jünglingskraft erfüllten Arme Friedrichs die beiden Flügel des Haupteinganges auseinander, und mit weitausgebreiteten Armen eilte Laura auf ihren Gemahl zu und sank dem Tieferschütterten mit dem durch Thränen fast erstickten Rufe: „Mein Heinrich!" an die treue Brust. Jetzt war feierliche Stille. Keines von Allen konnte Worte finden für das Uebermaß der Wonne; der sonst so gesprächige Friedrich sank stumm auf die Knie, hob die Hände hoch gegen den Himmel, und schaute entzückt hinauf auf die purpurne Sonne, die zögernd am Horizont zu weilen schien, um sich noch im Anblick so seltenen Glückes zu weiden.

Laura brach endlich das Schweigen:

„Laß uns zur geheiligten Stätte eilen," flüsterte sie leise ihrem Gemahle zu, „und dort auf den Knien Gott für seine Gnade danken."

Alle folgten freudig dieser Mahnung und begaben sich nach der schönen Schloßkapelle, die auf Anordnung des Grafen Biederfeld mit den reichsten Paramenten, mit Lorbeer-Bäumen und Blumen festlich geschmückt war.

Die Sonne war inzwischen untergegangen; aber die Gluth der Abendröthe goß durch das runde, aus farbigen Gläsern bestehende Fenster, das über dem Portale angebracht war, in das stille Gotteshaus ein magisches Licht, das selbst minder bewegte Gemüther zur heiligen Andacht entflammt hätte.

Da lagen nun die sieben glücklichen Personen zerknirscht vor dem Altare des Herrn, und wohl nie, so lange die Kapelle stand, mögen herzlichere Dankgebete durch die Wolken gedrungen sein.

* * *

Abermals hatte die Sonne ihre Herrschaft geltend gemacht, und den ungebetenen Gast, den eisigen Winter in seine Heimat gejagt. Die munteren Vögelein jubilirten in den Hecken und in den Lüften, und aus dem erweichten Schooß der Erde, sowie aus den saftreichen Zweigen der Gesträuche und Bäume drängten sich die zarten Kinder des Lenzes, das wohlthätige Licht zu begrüßen.

Auch über das anmuthige Thälchen, auf welches das Kirchlein zum hl. Vinzenz so freundlich herabblickte, hatte der milde Frühlings-Odem neues Leben gehaucht

und Kräuter, Blumen und Blüthen hervorgelockt. Das zarte Laub der Linde vor dem Kirchlein spendete aber erst zerstreute Schatten und gestattete noch überall den Sonnen-Strahlen freien Durchgang bis zum neubegrünten Rasen, der in einem flimmernden Lichte zu schwimmen schien. Dennoch hatte der achtzigjährige Antonius sich bereits auf seinem Lieblingsplätzchen wieder eingefunden. Er war noch derselbe rüstige Greis, und die letzten sechs Jahre schienen keine merkliche Veränderung in seinem Aeußern hervorgebracht zu haben. Nur an den dünner-gewordenen Silberlocken, die von einzelnen Sonnenstrahlen schmeichelnd gekost wurden, erkannte man sein hohes Greisenalter. Aber noch immer blühten die Rosen auf seinen Wangen, noch immer strahlte das Feuer eines Jünglings aus seinen dunkeln Augen. Heute schien sein Gemüth eine besonders freudige Aufregung erfaßt zu haben. Bald schickte sein Blick mit dem Ausdrucke der innigsten Wonne ein heißes Dankgebet hinauf zum blauen Himmel, der durch die Lücken des zitternden Laubes mit Wohlgefallen auf ihn herniederschaute, bald lauschte sein Ohr in gespannter Erwartung, als ob irgend ein Laut oder Geräusch ihm das Herannahen geliebter Personen verrathen müßte. Endlich knallte die kräftig geschwungene Peitsche durch den Wald, und ein Rollen, anfangs schwach, dann immer vernehmbarer, verkündete dem Harrenden die Annäherung mehrerer Wagen, eine Erscheinung, die in diesem abgeschiedenen Thälchen wohl zu den größten Selten-heiten gehörte. Jetzt kam am Fuße des Hügels eine prächtige Kutsche zum Vorschein, bald darauf eine zweite, dann eine dritte, und zum Schlusse ein Bauernwagen,

geschmückt mit Tannenbäumchen und farbigen Bändern, die lustig im sanften Frühlingshauche flatterten.

Antonius erhob sich von seinem Sitze und schritt, wohl etwas gebückt, hin an den Weg, um den ersehnten Wallfahrern sogleich ein herzliches Willkommen entgegen zu rufen. Der Zug bewegte sich in feierlicher Stille die schmale Stiege hinauf: voran zwei kräftige Jünglinge, der eine in feiner, prächtiger Kleidung, der andere in ländlicher Tracht mit Blumen und Bändern auf dem Hute — es waren Edmund und des Köhlers Martin. Eben so verschieden gekleidet waren die nachfolgenden beiden Jungfrauen, — Emma und Maria.

Emma, mit langem, bis zu den Fersen herabwallenden weißen Schleier, durch den ein himmelblaues Kleid von glänzendem Atlas schimmerte, mit dem Myrthenkranze in den schwarzen Locken, betrat mit demüthig gesenktem Haupte, aber mit Wonne in den Blicken, die Stufen, während ihre muntere Begleiterin, die blühende Maria, mit kindlicher Unbefangenheit zum Pater Antonius hinaufblickte.

Diesen zwei Paaren folgten die entzückten Mütter: Laura, Gräfin Wahrmuth und Martha, dann Graf Bieberfeld, Graf Wahrmuth und Gottfried, hernach Laura's traute Freundin, die gute Postmeisterin mit ihrem dienstfertigen Töchterlein, dem muntern Röschen, der wackere Köhler und seine sorgsame Hausfrau; selbst die guten alten Eheleute, bei denen Laura auf ihrer Flucht von Treuberg so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, fehlten nicht. So sollten also Alle, die Laura und Emma in ihrem Leiden getröstet und sich liebreich ihrer angenommen hatten, auch Theil an ihrer Freude nehmen. Der treue Friedrich in reicher Livree machte

mit der übrigen Dienerschaft den Schluß. Solch ein Zug glücklicher Personen hatte wohl noch nie diese Stufen bestiegen, und es war, als ob selbst die ganze Natur ihre Freude darüber ausdrücken wollte, so schön, so feierlich war Alles rings umher. Die lieben Vögelein sangen auf den blühenden Zweigen, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume und wiegten sich auf ihren duftigen Kelchen, und auf Alles schaute die liebe Sonne recht freundlich und mild herab, und ihr Bild strahlte zurück aus dem klaren See und aus den hellen Thautröpflein, die noch in reichlicher Zahl an den jungen Blättlein hingen.

Pater Antonius bot Jedem mit väterlichem Wohlwollen seine Rechte und war bis zu Thränen gerührt, als Emma mit den Worten: „Mein Vater" ihm die zitternde Hand reichte. Er führte Alle sogleich in das freundliche Kirchlein, von dessen Thürmchen die Silbertöne der Glocken die Ankömmlinge begrüßten und zur heiligen Andacht luden. Das kleine Gotteshaus war festlich geziert, und auf den Altären dufteten in reinlichen Geschirren die Erstlinge des Frühlings, die Antonius an den sonnigen Hügeln gepflückt, und mit sinniger Auswahl zu Sträußchen geeinigt hatte. Während der ehrwürdige Vater in der Sakristei mit dem priesterlichen Gewande angethan wurde, knieten die Angekommenen, in tiefe Andacht versunken, in den vordersten mit rothen Tüchern behängten Kirchstühlen und harrten seiner Zurückkunft. Sobald er aber wieder heraustrat und die Stufen des Hochaltars bestieg, näherten sich Edmund und Emma, geführt von ihren Vätern und Müttern und begleitet von Röschen, Maria und Martin, langsam dem Altare, um dort durch ihre Vermählung einen Bund zu schließen zwischen zwei Familien,

deren Herzen der Herr durch schwere Prüfung geläutert und seiner Gnade würdig gemacht hatte.

Bevor Pater Antonius die priesterliche Einsegnung des Brautpaares vollzog, richtete er noch einige wenige aber ergreifende Worte an die Versammelten:

„Der Herr, sagte er unter Anderm, hat mir im Laufe meines langen Lebens unendlich viele Freuden geschenkt, mit der größten und innigsten aber beglückt er mich heute an der Schwelle meines zwei und achtzigsten Jahres. Heute sehe ich klarer als je, wie die dunklen Wege der Vorsehung, die ich stets gepriesen habe, immer zum hellsten Lichte führen. Gott hat Sie, meine Lieben! mit Bitterkeit aller Art heimgesucht, um Ihre Gesinnungen zu läutern, wie das Gold im Feuer. Sie haben die herbe Prüfung mit kindlicher Ergebung bestanden; Sie haben in den schwersten Leiden Ihr Vertrauen auf Gott nicht verloren, darum läßt Er Sie schon in diesem Erdenleben den Vorgeschmack der Seligkeit fühlen, die er allen bereitet hat, welche auf ihn hoffen und sich im Guten bewährt machen.“ Besonders hob er aber in seinem Vortrage hervor, wie der Herr der Wohlthaten gedenke, die wir dem leidenden Mitbruder erweisen, und wie er jeden Trunk Wasser, den wir einem der Geringsten reichen, die an ihn glauben, tausendfältig belohne. Er zeigte, wie Emma alle die Freuden, die jetzt ihr Herz entzücken, ihrem wohlthätigen Sinne zu verdanken habe. Hätte sie nicht mit solch einer kindlichen Aufopferung sich der Armen liebreich angenommen, nie wäre der Blick der edlen Gräfin Wahrmuth auf sie gefallen, und so der erste Schritt zur Wiedervereinigung mit ihren theuren Eltern nicht erfolgt. Ohne die wohlthätige Gabe, die sie ungebeten dem treuen

Friedrich spendete, wäre sie an Einem Tische mit ihrem Vater gesessen und sie hätte ihn nicht erkannt; ohne das edle Verlangen, den Kranken und Leidenden hilfreiche Hand zu bieten, hätte sie längere Zeit mit ihrer theuren Mutter unter gleichem Dache leben können, und beide hätten sich nicht gefunden. Ferner zeigte er, daß Gottfried und Martha den Grund zu ihrem gegenwärtigen Glücke durch die Liebe gelegt hatten, mit der sie sich der verlassenen Emma erbarmten. Er, der Allwissende, der jene schauerliche Nacht vorher sah, in der, wie sie glauben mußten, ihr ganzes Erdenglück vernichtet wurde, hat darum die Hilflose ihrer Obhut vertraut, damit sie sein Werkzeug werde, die guten Leute nach wohlbestandener Prüfung auf dieser Erde schon reichlich zu belohnen. Die erfreulichen Folgen dieser edlen Handlung haben abermals den Ausspruch und die darin liegende Verheißung unsers liebreichsten Erlösers bewährt: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht so fast mich auf, sondern denjenigen, der mich gesandt hat.“ Wo aber Gott seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, da wohnen Ruhe, Friede und Seligkeit.

Nachdem Antonius in kurzen aber kräftigen Worten, die traurigen Bilder der Vergangenheit an der Seele der Anwesenden vorübergeführt hatte, um sie im Vergleiche mit ihrem gegenwärtigen Glücke zu noch heißerem Danke zu entflammen, legte er den jungen Brautleuten die Pflichten ihres künftigen Standes an das Herz, und ermahnte sie besonders, nicht aufzuhören, Wohlthaten zu spenden, wenn sie auch auf dieser Erde keinen Lohn dafür ärnten würden. Und nun segnete er den Bund zweier Seelen, die Gottes Vaterhuld zusammengeführt hatte.

Mit herzlicher Andacht wohnten hierauf noch Alle dem heil. Meßopfer bei und begaben sich dann, von Pater Antonius begleitet, auf den Weg nach Treuberg.

Mitten im Walde aber stiegen sie von den Wagen und schlugen einen schmalen Fußpfad ein, der sie an dem klaren, blauen See vorbeiführte, welcher das einstige Paradies glücklicher Personen deckte. Mit Wehmuth und Thränen in den Augen blickten sie hinab auf die Reste des Gemäuers, über dem lustige Fischlein im Sonnenschein wie Silberspiegel glänzten.

„Ach," seufzte Emma, „so munter, wie diese Fischlein, spielte ich einst auf dieser stillen Flur zwischen den bunten Blümlein."

„Traure nicht, liebe Tochter, wendete Gräfin Bieberfeld ein, wenn Gott mit dieser Trübsal dich nicht heimgesucht hätte, so würde uns Allen der heutige Tag der Freude nicht blühen; meine irdische Hülle läge vielleicht schon im stillen Grabe, und dein Vater ginge gebeugt und trostlos durch das Leben."

„Verzeihe, liebe Mutter," bat Emma, „wenn die Erinnerung an die frohen Tage der Kindheit mir einen Seufzer entlockten, er galt ja der Vergänglichkeit alles Irdischen."

„Es ist gut, sprach jetzt Antonius, wenn wir mitten im Glücke zuweilen auf die kurze Dauer der zeitlichen Güter hingewiesen werden. Eine solche Mahnung lehrt uns im Genuße der Vergnügungen das rechte Maß halten, und lenkt unser Streben nach jenen Schätzen, die weder Rost noch Motten verzehren können."

Unter solchen Gesprächen kamen sie wieder auf den Fahrweg, wo die Wagen ihrer harrten, und nun gings

in lustigem Trabe voran. Bald zeigte sich auf einem sonnigen Hügel das freundliche Treuberg ganz vergraben in einem Wald blühender Bäume, über welche nur einzelne Giebel und die Kirche emporragten. Es gewährte einen wunderlieblichen Anblick und überall war Leben und Regsamkeit. Die Einwohner, meist festlich gekleidet, bewillkommten, vor ihren Hausthüren stehend, die vornehmen Gäste mit freundlichem Gruße und erzählten sich wechselweise die rührende Geschichte der schönen Braut und ihrer Mutter, wie sie einige Bauern im Wirthshause von dem alten Friedrich gehört hatten. Dieser war nämlich mit seinem Herrn schon einen Monat früher in Treuberg gewesen, weil Graf Biederfeld das Haus gekauft hatte, in welchem wir am Eingange dieser Erzählung die verlassene Emma gefunden hatten. Hier, wo der Grund zu so unendlich vielen Leiden gelegt wurde, sollte nun nach überstandenen Trübsalen ein Fest der Wonne und Freude gefeiert werden. Die Räume, welche einst den Klageruf der verlassenen Emma und des mißhandelten Sigmund vernahmen, sollten heute von Freudentönen wiederhallen. Das ganze Haus war auf das einladenste hergerichtet und unter den blühenden Bäumen eine große Tafel gedeckt worden. Nichts störte die unschuldige Freude, an der selbst die Engel im Himmel ihr Wohlgefallen haben mußten, bis Pater Antonius nach einem paarstündigen Aufenthalt Abschied nahm. Da blieb kein Auge trocken, und erst, als der Wagen, in dem Martin den ehrwürdigen Greis in seine friedliche Wohnung zurückbringen sollte, zwischen den Häusern des Dorfes verschwunden war, kehrte allmählig wieder die alte Heiterkeit zurück.

Am andern Morgen übergab Graf Biederfeld dem

braven Köhler das schöne Landhaus mit allen dazu gehörigen Wiesen, Feldern und Wäldern als Belohnung für seine den treuen Pflegeeltern Emmas geleisteten Dienste, mit den Uebrigen aber trat er, freilich auf ziemlichen Umwegen, die Rückreise an. Das erste Ziel war Burgach in Böhmen, das zweite die Heimat der guten Posthalterin, das dritte endlich Biederfeld.

Obwohl die glücklichen Familien, abwechselnd und einzeln, verschiedene Schlößer bewohnten, so vereinigte sie doch jedesmal die schöne Jahreszeit in Biederfeld. Hier, wo die gute Martha, gleichsam als zweite Hausfrau den größten Theil des Hauswesens mit Geschick und Emsigkeit besorgte und der thätige Gottfried die Oberaufsicht über die herrschaftliche Mühle, die er wie sein Eigenthum betrachten konnte, mit Einsicht und Vortheil führte; hier blühte ihnen ein Paradies der Freude. Alle waren nur ein Herz und eine Seele, und Edmund und Emma erwiesen dem biedern Gottfried und der sorgsamen Martha dieselbe Liebe und Achtung, wie ihren leiblichen Eltern.



Inhalts-Anzeige.





